



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o. 27.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. W a n n a.

Viertes Kapitel.

Das Münstersche Institut lag in der Nähe Southamp-
tons, von dort ging meine Reiseroute über Falmouth nach
St. Gurlott am Meere. Als ich mit dem kleinen Küsten-

dampfer in Falmouth ankam, wurde ich am Landungsplatze
von einem Landboten angehalten, der mich fragte, ob ich
Hugh Trelany hieße, und mir auf meine bejahende Ant-
wort mittheilte, daß er von Mr. Pendragon abgesandt sei,
mich auf seiner Fuhre nach St. Gurlott zu befördern.

Der Mann war von beinahe erschreckender Größe, trug
einen breitrandigen Filzhut und war in einen langen, rauhen
Friesrock gekleidet, der ihm bis fast an die Knöchel reichte.
Im übrigen sah er gar nicht so übel aus und mochte etwa
fünfunddreißig Jahre alt sein.

„Komm, Junge,“ sagte er zu mir, „gib mir das Billet
für Deinen Koffer und dann wollen wir losgehen.“

Ich händigte ihm dasselbe ein und zeigte ihm, wo meine
Habe stand. Er gab das Billet ab, betrachtete das Koffer-
chen geringschätzig, wie ein Riese einen Kieselstein, und nahm
es dann gelassen unter den Arm. Dann winkte er mir,
ihm zu folgen. In der Nähe des Quais stand ein tuch-
überspannter Leiterwagen mit einem wohlgenährten, aber
sichtlich ermüdeten Pferde, auf der schwarzgeteerten Deck-
leinwand stand mit großen Buchstaben: „John Rudd, Bote
von St. Gurlott.“

Der Mann schob den Koffer in den Wagen, wandte sich
zu mir und hob mich mit einem gewaltigen Schwung in
das Fuhrwerk, es mir überlassend, mich darin zurechtzufinden.



Die Kriegsbeute. Zeichnung von Adolf Liebich. (S. 319.)

Raum hatte ich dies gethan und zwischen zwei Kisten auf einem Futterack Quartier genommen, so rollte der Wagen auch schon über das holperige Pflaster der kleinen Hafenstadt.

Ob der Himmel klar oder bedeckt, die Gegend schön oder einförmig, davon bekam ich nicht die leiseste Idee, das Teertuch und die riesige Gestalt des Wagenlenkers schlossen mich gänzlich von der Außenwelt ab. Ich gab mich jedoch einwilligen zufrieden, in der Hoffnung, daß mein Gefährte gesprächig werden und einige wohlwollende Versuche zur Hebung meiner ziemlich unbehaglichen Lage machen würde.

Aber es geschah weder das eine noch das andere. Der Mann kümmerte sich nicht weiter um mich und öffnete seine Lippen nur zu wenigen an das Pferd gerichteten Zurufen. Da er augenscheinlich nicht die Absicht hatte, von mir die geringste Notiz zu nehmen, so hielt ich es für das Geratenste, von mir aus Schritte zu einiger Annäherung zu thun. Erste suchte ich mich durch wiederholtes vernehmliches Räuspern bemerklich zu machen, als das nicht verfrucht, gab ich ihm einen herzhaften Puff in den Rücken. Auch dies brachte nicht den gewünschten Effekt hervor. „Der Mann muß eingenickt sein,“ dachte ich, hob hinten das Zeltnetz in die Höhe, schwang mich zum Wagen hinaus und rief ihm von der Straße aus ein kräftiges „Holla he!“ zu.

Das hatte bessere Wirkung.

Mr. Rudd drehte langsam sein Gesicht nach der Seite, woher der Ruf kam, betrachtete mich einige Zeit mit starrem Blicke und zog dann die Zügel mit lautem „D—o—o!“ an, worauf die Mähre stehen blieb.

„Gott helf mir!“ sagte er, „wie kommt der Junge auf die Straße?“

Ich erklärte ihm, daß ich aus dem Wagen geschlüpft sei, weil es mir da drinnen nicht mehr gefallen habe, und fuhr fort:

„Habt Ihr für zwei Platz auf Euerm Sitze, Mr. Rudd?“

Als Antwort gab er erst ein dumpfes Knurren von sich, dann sagte er:

„Scheinst ein geriebener Junge. So so, Mr. Rudd! Wie hast Du denn das herausgekriegt?“

Ich bedeutete ihm, daß ich aus seinem Aeußern geschlossen, daß er der Eigner des Fuhrwerks sein müsse, auf dem sein Name ja deutlich zu lesen sei, worauf er vor sich hinlächelte und einen leisen Pfiff ertönen ließ.

„Bist ein verdammt gescheiter Junge, Du.“

„Ich denke, ich sehe mich besser zu Euch, es ist so langweilig im Wagen drin, Mr. Rudd,“ sagte ich, schwang mich, ohne ihm Zeit zu einer Weigerung zu lassen, zu ihm hinauf und nestelte mich an seine Seite.

Er hatte nichts dagegen und sagte einfach: „Hü, Alte, vorwärts!“ und die Alte zog an und vorwärts ging's.

Schwerfällig bewegten wir uns weiter. Zur Rechten und Linken lagen eintönige Ackerfelder, vor uns die steinige Heerstraße, die sich in Serpentin durch die öde Gegend aufwärts zog. Kein Wagen war zu sehen, kein Pferd, kein menschliches Wesen, kein anderes Geräusch zu hören als das Rasseln unseres Fuhrwerks und das Knirschen der Räder, wenn sie über die harten Steine der Straße glitten.

Es war Nachmittag, die Sonne sandte zwischen drohenden Regenwolken glühende Strahlen herunter und legte einen tiefen Schatten unter Mr. Rudds breiten Hutrand. Er selbst ließ trotz Sonnenbrand und Hitze seinen großen Mäster bis an den Hals zugedreht und sah mit seinem weitergebräunten, gutmütigen Gesicht starr auf die „Alte“, die aus dem anfänglichen Trab wieder in eine gemächlichere Gangart verfallen war. Da ich sah, daß der gute Mann seine eigenen, ihn ganz in Anspruch nehmenden Gedanken haben mußte, so sprang ich mit der quacksilbernen Beweglichkeit der Jugend wieder vom Wagen und lief neben dem Gaul einher.

Dies schien Mr. Rudd aber doch wahrgenommen zu haben, er drehte langsam den Kopf herum und bemerkte, wahrscheinlich an seinen Ibeengang anknüpfend:

„Ich stelle mir vor, daß Du vieles gelernt haben mußt.“

Meine Antwort war, daß ich allerdings in diesen und jenen Fächern nicht ganz unbewandert sei.

„Den Teufel!“ meinte er, „und schreiben, kannst Du das auch?“

Ich bejahte dies lächelnd, worauf sich sein Gesicht freudig erhellte.

„Auch Gedichte?“ fragte er weiter, „Verse, weißt Du?“

Ich erwiderte, daß auch dies in meinem Können liege, worauf er erst befriedigt nickte, seine Augen dann in halber Verückung auf mich richtete und mir folgende Reime mit viel Pathos vorklamerte:

„Weil Mistreß Pendragon stets freundlich ist und gut,
John Rudd von St. Gurlott ihr dies verehren thut,
Es kann auch dankbar sein ein armer Schluher,
Dram bring' ich Ihnen diesen Thee und Zucker.“

„Was sagst Du dazu?“ fragte er, „wie klingt das?“

„Sehr gut,“ antwortete ich, „habt Ihr das aus einem Buch?“

„Nein, Junge, das hab' ich selbst gemacht, jezt, von Falmouth bis hieher, und nun könntest Du mir's niederschreiben.“

„Gewiß will ich das,“ sagte ich, zog aus meiner Westentasche einen Bleistift und notirte, Mr. Rudd zu nochmaliger Wiederholung seines Poems auffordernd, die vier Zeilen auf ein Blatt meines kleinen Taschenbuches. Als ich ihm das Geschriebene übergab, lachte er mit dem ganzen Gesicht.

„Bist ein verteuft kluger Junge,“ sagte er, „s hat keinen Anstand.“

„Macht Ihr oft Verse?“ fragte ich.

Er nickte bedächtig.

„Die und da,“ sagte er, „s ist eine eigene Gabe, hab's schon als junger Bursch probirt, als ich noch mit meinem Vater selig nach Falmouth fuhr. Hätt' ich sie nur immer aufschreiben können, jezt summen sie mir im Kopf herum wie die Bienen in einem Bienenkorb.“

„Wohnt Ihr in St. Gurlott?“

„Ja, mein Junge, ich fahre dreimal in der Woche nach Falmouth hin und zurück.“

„Run, da kann ich ja zuweilen Eure Poesien niederschreiben.“

Diese Idee gefiel ihm ganz außerordentlich. Er war eben daran, mir dies auseinanderzusetzen, als ein ausbrechender Regenschauer, dessen erste schwere Tropfen gerade auf seine erklärende ausgestreckte Hand fielen, ihn zwang, an andere, profaischere Dinge zu denken.

„Gott stärke Dich, mein Junge!“ rief er, „das kommt did; mach, daß Du heraufkommst, wir haben noch gut zwölf Meilen vor uns und das Wetter scheint umzuschlagen!“

Ich ergriff seine Niesenhand und kletterte eilig wieder auf den Wagen.

„Vorwärts, altes Mädchen!“ rief er und die Alte ging gehorham in einen tüchtigen Trab über, der mich hin und her schüttelte, daß mir die Zähne aufeinanderklappten.

Der Himmel überzog sich immer mehr, vor uns lag schwarzes Moorland, unterbrochen von grünen Hügeln und dürftigen Baumgruppen, aus denen die Dächer einiger Häuser und ein hübscher kleiner Kirchturm ragten.

„Wie heißt der Ort?“ fragte ich.

„Das ist Craigrudock, mein Junge. Wir halten dort ein wenig, wollen was zu uns nehmen und die Alte ein bißchen verschmausen lassen.“

Als wir in das Dorf einfuhren, erregten wir nicht wenig Aufsehen. Mr. Rudd stand augenscheinlich auf bestem Fuße mit dessen Einwohnern und grüßte nach rechts und links mit freundlichem Grinsen, welches noch breiter wurde, als der Wagen mit einem Ruck vor der Thüre des kleinen Wirtshauses hielt. Hier stärkten wir uns mit einigen Eiern, hausgebackenem Brot und einem Krüge starken Bieres, und nachdem wir und die Alte gehörig ausgeruht und der Regen nachgelassen hatte, stiegen wir wieder auf und fuhrten weiter.

Dem warmen Tage war ein kühler Abend gefolgt. Ich war froh, Mr. Rudds Beispiel nachahmen zu können, und kühlte mich in meinen Ueberrod. Es war mir, als ob die Fahrt kein Ende nehmen wollte; dunkler und immer dunkler wurde es, der Regen rieselte wieder leise nieder und müde, wie ich war, versiel ich bald in einen gesunden Schlaf, in dessen Träumen sich meine letzten Ereignisse wirt durcheinander flochten.

Endlich weckte mich John Rudds Stimme.

„Aufwachen, mein Junge, aufwachen!“

Ich öffnete die Augen und sah schlaftrunken um mich, konnte aber nichts erblicken. Rings um uns her lag alles in tiefe, lautlose Dunkelheit gehüllt, nur der Nachtwind wehte und rauschte durch die Bäume wie ferne Brandung. Jezt hielt der Wagen. John Rudd sprang herunter, knallte mit der Peitsche, that einen schrillen Pfiff durch die Finger und ging dann hinter den Wagen, den Koffer abzuladen.

Der Pfiff that seine Schuldigkeit. Aus der Dunkelheit tauchte plötzlich ein Licht auf, welches ganz aus der Nähe zu kommen schien, und eine männlich rauhe Stimme rief in breitem, ländlichem Dialekt:

„Seid Ihr's, John Rudd?“

„Allemaal!“ antwortete derselbe. „Führt Ihr den jungen Herrn da, ich bringe den Koffer.“

„Ist's der?“ fragte die Stimme wieder, während sich gleichzeitig eine schwere Hand auf meine Schulter legte.

„Der ist's.“

„So, nun denn, mein Junge, sei willkommen in St. Gurlott!“

Die Hand blieb auf meiner Schulter liegen und leitete mich vorwärts. Das erste, was ich zu sehen bekam, war eine Frau, die auf der Schwelle einer offenen Thüre stand. Zu dieser gewendet sagte mein Führer in herzlichem Tone:

„Da haben wir ihn, Martha.“

„Gott segne seinen Eingang! Führ ihn herein, Vater.“

Wenige Sekunden später bestand ich mich inmitten einer sauber gehaltenen cornwallischen Küche und betrachtete neugierigen Blickes meine neue Umgebung. Mein Onkel war ein großer, breitschulteriger Mann mit schwarzem, kurzgeschneittenem Haar, ernstem Gesicht und breiten, schwieligen Arbeiterhänden, sein ganzer Anzug bestand aus einem dunkelblauen Flanellhemde und einem ähnlich gefärbten Peinkleid von rauhem Tuche. Meine Tante präsentirte sich als eine rüstige, recht mütterlich aussehende Frau in den vierziger Jahren, sie trug ein dunkles Wollkleid, eine lange grobe Schürze und eine große Haube in der seltsam aufgebauhten Form, wie man sie in Cornwallis trägt.

Angesichts dieser beiden Personen, die ich mir so ganz anders gedacht, war es mir unmöglich, auch nur ein Wort hervorzubringen; doch so groß mein Erstaunen auch war, das ihrige schien noch größer. Nach dem ersten Blick, den Onkel und Tante auf mich geworfen, sahen sie sich gegenseitig bestürzt an, das freundliche Lächeln, das mich empfangen, schwand auf ihrem Munde, die mir zugeordneten Empfangsworte erstarben auf ihren Lippen.

Eine willkommene Unterbrechung dieses für beide Teile peinlichen Momentes war das Erscheinen John Rudds, der mit meinem Koffer unter dem Arm hereinkam, denselben

auf den Küchenboden gleiten ließ, sich mit dem Handrücken über die Brauen fuhr und dann seinen Monstreiberrod langsam aufknöpfte.

„Habt kein gutes Wetter mitgebracht, John,“ sagte meine Tante, „da, laßt's Euch schmecken, s ist gut für den Magen.“

Sie reichte ihm ein Glas Gin, das er bedächtig austrank.

„Danke schön!“ sagte er, sich den Mund wischend, dann that er einen tiefen Griff in die Tasche seines Ueberziehers und brachte ein Paket zum Vorschein.

„Das ist für Euch, Mistreß, ein kleines Präsent von John Rudd. s ist etwas Thee und Zucker mit einer Widmung eigener Fabrikation.“

„Danke bestens, Mr. Rudd,“ entgegnete meine Tante, das Paket an sich nehmend. „Das ist ja recht freundlich von Euch.“

„Leßt die Verse, Mistreß, die Verse!“

Es war ein stolzer Augenblick für John Rudd, er schien förmlich zu wachsen, und obson er keinen Blick von Mrs. Pendragon wandte, so zwinkerte er doch mit dem rechten Auge nach mir, um zu sehen, welchen Effekt der große Moment auf mich hervorbringe. Als meine Tante den Vers laut gelesen, lächelte sie dem Boten freundlich zu, während mein Onkel seiner Bewunderung durch einen kräftigen Schlag aufs Knie Ausdruck gab.

„Gut gemacht, John Rudd, gut gemacht!“ rief er, während eine helle Mädchenstimme, die ich zum erstenmale vernahm, anerkennend bemerkte:

„Ei ei, John Rudd, was für hübsche Verse!“

Ich sah mich nach der Sprecherin um, es war ein Mädchen etwas jünger wie ich, hübsch und schmucl wie ein Meißener Porzellanfigürchen.

„So Du bist's, Annie?“ sagte Tante Martha.

„Sapperlot, Dich hab ich ja ganz vergessen,“ sagte der Onkel. „Komm her, Mädchen, gib Deinem neuen Vetter die Hand zum Willkommen!“

Die Kleine kam näher, sah mich mit großen, forschenden Augen an und reichte mir schüchtern die Hand.

Mittlerweile hatte John Rudd wieder in der Tiefe seiner Rocktasche gewühlt und brachte nun aus derselben ein zweites Paket hervor, das er mit linksicher Verbeugung meiner Cousine überreichte. Sie öffnete es und fand darin ein farbiges Halstuch, sowie ein kleines Blatt Papier, auf dem einige Zeilen geschrieben standen. Mr. John Rudds Schwäche kennen, machte sie uns sofort mit deren poetischem Inhalt bekannt:

„Daß Annie Pendragon auch warm stets haben solle,
John Rudd von St. Gurlott bringt ihr dies Tuch von Woll.
s ist wenig nur, doch gut gemeint,
Es grüßt sie achtungsvoll ihr Freund.“

Nachdem Annie dies gelesen, bewunderte sie, ein schelmisches Lächeln in die kleinen Mundwinkel bannend, den bunten Shawl nach Kräften und bedankte sich bei dem alten Familienfreund, der schmunzelnd Abschied nahm. An der Thüre stand er noch einmal still und warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu.

Wie er fort war, richtete sich alle Aufmerksamkeit wieder auf mich. Meine Tante bemühte sich, aus meinem Gesicht eine Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Mutter herauszufinden, während mein Onkel mir tastend über die Kleider fuhr.

„Das ist ja alles feucht und naß,“ sagte er; „bring uns das Abendessen, Mutter, ich bin sicher, daß der Junge hungrig ist nach der langen Fahrt, und dann soll er zuBette.“

Bald sahen wir alle um den Tisch. Während des Essens hatte ich Gelegenheit, mich umzusehen. Die Küche, die zugleich Ofen- und Wohnzimmern zu sein schien, war geräumig und freundlich, der Boden mit blanken Steinplatten belegt. An der Decke entlang lief gebräuntes Sparrenwerk, von welchem gedörrte Fleisheiten, Kerzenbündel und Kleidungsstücke herunterhingen. In dem hohen, weiten Kamin brannte knisternd ein offenes Feuer, dessen rote Glut zuckende Lichter über den Fußboden warf. Rechts in der Ecke war ein Verschlag mit Ziphvorhängen, in dem sich ein Bett befand, welches, wie ich bald vernahm, für mich dort aufgeschlagen war.

Jenen Abend wurde wenig mehr gesprochen, es lag wie ein Bann auf uns allen. Ich war herzlich froh, als das Nachtessen beendet war, Onkel, Tante und Cousine mir gute Nacht wünschten und mich allein ließen.

Müde an Leib und Seele legte ich mich zu Bette und hatte kaum den Kopf zur Seite gelegt, als mich auch schon fester, ruhiger Schlaf umsing — der glückliche Schlaf der Jugend. (Fortsetzung folgt.)

W i s m a r.

(Bild S. 314.)

Mag man von der Land- oder Seeite der Stadt Wismar nahen, immer heben sich vom Horizonte, gewaltig und weithin sichtbar, die grauen Thürme ihrer Kirchen. Einst wiesen sie mit schlanken Spigen in den hohen Himmel hinein, jezt sind sie — längst der ragenden Bier beraubt — stumpfe, schwere Massen und ein Bild der Stadt, die im Lauf der Jahrhunderte auch viel hergeben mußte von alter Hanfaherrlichkeit.

Wismar hat der Zeiten Wandel erfahren, seit es zu Anfang des 13. Jahrhunderts, fast in heutigem Umfange und heutiger Einteilung, von Johann I. erbaut und an Stelle der alten Oberritenstele Mecklenburg zur Landesresidenz erwählt wurde: Glanz, Macht und Reichtum in den Tagen des großen Städtebundes, blutigen Bürgerkriegs im 15. Jahrhundert, Besitzung und Krieg-

plage vor allem zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo Freund und Feind Mecklenburg gemeinsam verwüstete.

Der Niedergang der Stadt wurde beim westfälischen Friedensschluß durch ihre Abtretung an Schweden besiegelt. Länger als ein und ein halbes Jahrhundert blieb sie unter fremdem Scepter, wurde in Schwedens Kriegshändeln verwickelt und war der Sitz seines obersten Gerichtshofes im deutschen Teil seiner Besitzungen. Dann brachte 1803 ein Pfandvertrag Bismar von neuem an Mecklenburg und zwar für hundert Jahre und 1,200,000 Thaler. Dieser Vertrag besteht noch heute und 1903 darf Schweden kein Eigentum zurückverlangen, freilich unter der Bedingung, daß es die einst dafür empfangene Summe mit Zins und Zinseszins erstattet.

Das Bismar von heute ist eine handelstreibende, aber ruhige und vornehme Stadt von circa 16,000 Einwohnern, mit breiten, wohlgepflasterten Straßen, mit imposantem Marktplatz und schöner, haumüberdachter Promenade um seine zugeshütteten Wallgräben. Stattliche Neubauten haben sich zwischen die hohen Giebelhäuser gedrängt, denen eine geschmacklose Richtung durch Veralkung, Hinzuthun und Fortnehmen den ursprünglichen Reiz arg schmälerte. Nur da und dort erhebt sich noch ein wunderschöner Ziergiebel aus Backsteinen mit durchbrochener Arbeit und zahllosen kleinen Fenstern und gibt eine Ahnung des Stadtbildes von vor fünf-hundert Jahren.

Unter den Kirchen ist St. Marien die bedeutendste. Angefangen im 13. Jahrhundert, vollendet im 15., scheint sie mit ihrem hohen Mittelschiff und den niedrigen Seitenschiffen, die durch achtzehn oben in Spitzbogen ausgehende Pfeiler von ersterem getrennt auch den Chor umziehen, mit den beiden wie Querschiffe auslaufenden Erweiterungen ganz nach dem Schema der Marienkirche zu Lübeck erbaut. Der massive Turm, oftmals vom Blitz getroffen und nicht wieder mit einer Spitze versehen, steigt noch jetzt bis zu 284 Fuß auf, während alte Nachrichten seine einstige Höhe auf 324 Fuß angeben.

Unfern von St. Marien, ganz nahe bei dem bekannten Profanbau des Fürstenthofes, liegt, ausgezeichnet durch harmonische Verhältnisse und die Höhe ihrer schlanken Quergiebel, die Georgskirche. Von dem ursprünglichen Gebäude steht nur der Chor, die anderen Teile wurden abgebrochen und in vermehrter Höhe und Breite neu aufgeführt. Nur sind der Fortbau des Turmes und die Umgestaltung des Chores, wahrscheinlich veranlaßt durch die bürgerlichen Unruhen im 15. Jahrhundert und die Einführung der Reformation im 16. Jahrhundert, unterblieben. Im Inneren der Marien wie der Georgskirche interessieren prächtige alte Holzschmuckereien, in der letzteren auch zwei geschnitzte Altaraltäre und ein renovierter Flügelaltar aus dem 15. Jahrhundert, bei dem sich besonders die Gewänder in auffallender Schönheit vom goldenen Grunde heben.

Nicht in beengendem Häusergewirr, sondern auf freiem, mit Linden umstandenen Platz steht die dritte der Hauptkirchen, Sankt Nikolai. Offenbar ist ihr Plan nach dem Muster der Marienkirche aus dem 14. Jahrhundert geschaffen. Sie hat dieselben achtzehn Pfeiler um Schiff und Chor, denselben polygonen Schluß des letzteren, nur daß die ganze Kirche kürzer ist, die Pfeiler gedrängter und schlanker stehen und gleich dem Oberschiff höher und fächer aufstehen. Der Turm, 1703 vom Sturm seiner Spitze beraubt und seitdem nur von einem Satteldach stumpf abgeschlossen, soll früher eine stattliche, pyramidale Form gezeigt haben. St. Nikolai ist unlängst restauriert worden und fesselt die Aufmerksamkeit des Besuchers durch wertvolle Schnitzereien an den Chorschranken und zwei sonst vom Kalkbewurf verdeckte, bemalte Wandflächen — die „Wurzel Jesse“ auf der einen, die Kriegergestalten des heiligen Christophorus und eines Euseb Homo auf der andern Seite.

An allen der genannten Kirchen legen Giebelverzierungen aus glazierten Mauersteinen, die Löwen- und Lindwurmgestalten über den Haupteingängen von St. Georg, die Heiligenbilder und andere Figuren an St. Nikolai zeugnis ab von der Fertigkeit des Mittelalters, aus Ziegeln anmutige Formen zu schaffen, von der Beachtung, die man in jener Zeit der Formschneiderei, der Vorläuferin der Buchdruckerkunst, schenkte.

Von den vier Thoren in der alten Stadtmauer ist nur eines geblieben, das hochgiebelige Wasserthor, das zum größten und sichersten Hafen der ganzen Ostseeküste führt. Mit ungewöhnlich schmaler, leicht zu schließender Einfahrt und so tief (circa 17 Fuß) ausgebagert, daß selbst vollbeladene Frachtdampfer am Bollwerk anlegen können, würde der wismarische Hafen sich vortrefflich zum Kriegshafen eignen. Vor wenigen Jahren hat auch schon Admiral Stoich eine große Anzahl Reichstagsmitglieder an Bord von Seiner Majestät Kanonenboot „Grille“ zum Besuch dorthin geführt.

Einstweilen aber bleibt die Bucht nach dem Handel gewandt und neben schlanken Segelschiffen rauschen die Dampfer schwerfällig und schwarz durchs grünliche Wasser. Drei oder vier der letzteren liegen gewöhnlich vor Anker, um ihre Ladung — Steinkohlen und schwedisches Bauholz — zu löschen. Die Friedrich-Franz-Eisenbahn hat bis dicht an den Hafen einen ihrer Schienenstränge entsendet.

In der Bucht werden bei Fadellicht mit großen, dreijährigen Gabeln, wie sie das Mittelbild der zu diesem Text gehörigen Illustration zeigt, die berühmten wismarischen Seeale „gestochen“, die in geräucherterem Zustande unter dem Namen „Spisale“ eine geluchte Delikatess sind. In besonders zu diesem Zwecke gebauten Kräben und mittels schwimmender „Waden“ werden die nicht minder als Lederbissen bekannten und beliebten wismarischen Krabben der Tiefe entzogen, um während der Frühlings- und Sommermonate alltäglich mit dem ersten Bahnzuge in hunderten von „Kiepen“ (lange, schmale Holzkörbe) landeinwärts gesandt zu werden.

Durch eine kurze Bootfahrt erreicht man den hübschen Baderort „Lorenzhöhe“, im Sommer der tägliche Rendezvousplatz Seeluft und Seewasser bedürftiger Wismaraner.

Aber Dampf und Segel tragen manchmal auch weiter hinaus, an der fruchtbarsten Insel Voel vorbei, wo auf schmaler Landzunge ein paar windzerzauste Eichen dem Seefahrer lehtes Lebenswohl und erstes Willkommen winken.

Allmählich erbläht der Abendglanz, der rot und golden auf den Wassern liegt, der volle Mond steigt auf und baut seine Strahlenbrücke über die Flut.

Und wie hier draußen der träumerische Schimmer, so auch drinnen in der erinnerungsreichen alten Hanfsstadt! Die Giebel reden ihre langen Schatten über die hellen Straßen und auf den Marktplatz schaut groß und ernst der stumpfe Turm von St. Marien. Er weiß viele Geschichten zu erzählen von holzem Glanz und festlichem Jubel, von Aufruhr und blutiger That.

M. v. Räder.

Prinz Karneval.

Humoristische Erzählung

von

B. Stell.

(Nachdruck verboten.)

„Südländesturm! Der Karneval.“ so nennt treffend ein Dichter diese schöne Zeit fröhlicher, übersprudelnder Laune. Wenn es vergönnt war, die ersten Monate des Jahres in Italien zuzubringen und an diesem ungebundenen Treiben teilzunehmen, wird es wohl nie vergessen. Und nur in Italien ist der echte Karneval! Wohl haben andere Länder auch Kopien desselben, aber es sind eben nur Kopien, denen die Farbenpracht des Originals abgeht! Dort wird alles, Jung und Alt, Mann und Frau, Jüngling und Mädchen in den wilden Wirbel hineingerissen und nimmt teil an der allgemeinen Lust.

Allerdings führt für manchen der Aschermittwoch seinen Namen mit Recht, obgleich er sein Haupt nicht mit Asche bestreut, und mancher hält die Fasten noch länger als bis Ostern, obgleich er sich sonst um die Satzungen der Kirche höchst wenig kümmert. Allein, was thut das! War doch der Karneval lustig und man lebt nur einmal. Viva la gioia! — Es lebe die Freude!

Einmal jedoch ist es vorgekommen, daß mitten aus der Fröhlichkeit, die nur Scherz kennen will, sich ein solcher entwickelte, der bitteren Ernst zur Grundlage hatte und dessen glücklich erreichter Endzweck ebenfalls sehr ernst war. Dies zu erzählen, ist der Zweck dieser Zeilen!

Schauplatz unserer Geschichte ist eine mittelgroße Stadt Italiens, in schöner, fruchtbarer Gegend, in der manche schöne Villa und ausgebehnte Campagna sich zeigt; die Zeit der Januar 1855.

Auf den Straßen wogte die Menge, die einen eilten ins Theater, das neueste Ballet oder die Prima Ballerina zu bewundern; die anderen begaben sich in die Cafés, um sich von den zahlreichen Masken intrigieren zu lassen, bis der Maskenball begann; wieder andere tummelten sich auf den Straßen herum, Abenteuer aufsuchend, keine Maske ungenutzt lassend; kurz, alles in harmloser Freude den schönen Abend genießend.

Nur im kleinen Comptoirstübchen des schönsten Ladens an der Piazza grande sah ein junger Mann an seinem Pulke in dumpfes, trauriges Hinbrüten versunken. Ein schöner junger Mann von tadellosem Wuchs, edel geschnittenem Profil, mit dunklem, krausem Haar und Bart, hätte er entschieden besser in einem Ballsaal gepaßt als flotter Tänzer, als in stiller Verzweiflung an seinem Pulke sitzend. Und doch hatte er genügend Grund, traurig zu sein.

Luigi Buonomo, so lautete sein Name, war vor anderthalb Jahren in die Stadt gezogen. Er hatte im ersten Mode- und Konfektionsgeschäft der Residenz zehn Jahre gearbeitet und von seinem Prinzipal die Anerkennung erhalten, daß er der kenntnisreichste, gewandteste und pflichttreueste Angestellte sei, den er je gehabt. Seine Freunde rühmten ihn als den heitersten Gesellschafter, stets uneigennützig und aufopfernd gegen seine Bekannten und die jungen Mädchen — ja, was die sagten, wollen wir lieber nicht erwähnen, um dem guten Luigi nicht zu sehr zu schmeicheln.

Mit allen diesen Eigenschaften ausgestattet, konnte es nicht fehlen, daß er die Liebe der schönen Lauretta Gentili, Schwester des Francesco Gentili, Procuristen des Hauses, in dem Luigi angestellt war, erwarb; ebenso die Zustimmung ihres Bruders.

Aber Lauretta war sechzehn Jahre, und an ihrem achtzehnten Geburtstage noch ledig zu sein, war ihr ein schauderhafter Gedanke! „Dann bin ich ja eine alte Jungfer, Du müßtest Dich schämen, mich zum Altar zu führen; alle Mädchen würden mit Fingern auf Dich zeigen. Nein, im Juni 1855 werde ich achtzehn, im Karneval des gleichen Jahres muß die Hochzeit sein!“

Dagegen ließ sich gar nichts einwenden, um so weniger, als Luigi als wackerer Bräutigam auch wenig Lust verspürte, gar zu lange zu warten! Als Commis heiraten, ging nicht an; deshalb mußte er den Entschluß fassen, ein eigenes Geschäft zu gründen. Zwanzigtausend Lire teils ererbtes, teils erspartes Geld besaß er, damit ließ sich bei seiner Geschäftskennntnis schon etwas anfangen. Freilich nicht in der Hauptstadt, aber doch in irgend einer größeren Stadt der Provinz! Und da war ihm auf seinen Geschäftsreisen ganz besonders die Stadt, in der unsere Erzählung spielt, aufgefallen. Es gab da viele wohlhabende Leute, in den Villen in der Umgebung reiche Edelleute und vermögliche Gutsbesitzer; die Mietzinse verhältnismäßig billig; wenig, kaum nennenswerte Konkurrenz; — was konnte ein junger Mann mehr verlangen? Nach eifriger Beratung einigten sich auch alle Parteien dafür, und selbst sein Prinzipal, so ungern er den jungen Mann ziehen ließ, konnte doch nicht umhin, ihm Recht zu geben.

Und so zog er denn wohlgenut ein. Der schönste Laden auf dem Hauptplatze wurde gemietet, modern und elegant hergerichtet, einen tüchtigen Zuschneider und einige ordentliche Arbeiter hatte er mitgebracht; alles war sorglich in bester Ordnung.

Hier schien wirklich ein oft mißbrauchtes Wort einzutreffen; es war „einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen!“ Von allen Seiten strömten ihm die Kunden zu,

kaum war er im Stande, selbst unter Zuziehung neuer Arbeiter, allen Aufträgen zu entsprechen, und nur selten konnte er, der joviale Gesellschafter, sich dem Klub von jungen Leuten widmen, die sich um ihn gesammelt hatten! Kein Wunder, daß die Briefe, die er an Braut und künftigen Schwager schrieb, die rosigste Laune atmeten!

Allein, „es ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehen!“ Dies wahre Dichterwort erprobte auch der gute Luigi, und zwar scharfe, stachelige Dornen waren es, die er entdeckte und die ihm die rosige Laune gründlich verderben.

Die Bewohner und Umwohner der Stadt huldigten einem alten, bewährten Grundsatz, Inbegriff aller höhern Finanzkunst. Der hieß:

„Chi a da pagar, paga lento!
Può arrivar un accidente,
Cho non si paga niente!“

Diese italienischen Knüttelverse, in deutsche gleicher Sorte übersetzt, würden ungefähr lauten:

„Wer zahlen soll, gedulde sich sein!
Es tritt vielleicht ein Unfall ein,
Dah man läßt das Zahlen sein!“

Es beweist die weise Umsicht und geläuterte Lebenserfahrung der Kunden Luigis, daß sie ziemlich alle von dieser Regel trotz mancher freundlichen Mahnung nicht abgingen, und man kann sie daher nicht tadeln; wenn nur die Lieferanten, die Luigi Kredit gewährt hatten, ihm gegenüber auch diesen Grundsatz hätten gelten lassen. Dem war aber durchaus nicht so; sie waren eben Hauptstädter und nicht so erleuchtet und verlangten Zahlung. Eine Zeit lang prolongirten sie wohl die Wechsel, aber das nahm ein Ende, und so hatte Luigi als Neujahrsgruße eine Reihe von Briefen erhalten, deren Inhalt mit der üblichen Schlussformel „Achtungsvoll“ ganz und gar nicht übereinstimmte, und war zur Ueberzeugung gelangt, daß, wenn er bis Ende des Monats nicht zwölftausend Lire zahlen könne, sein Bankrott unvermeidlich sei.

Woher nehmen? Was täglich einging, genügte kaum für die Miete und Zahlung seiner Leute! Was half es ihm, daß er über vierzigtausend Lire Guthaben hatte. Er kannte schon die Rede der Leute: „Jetzt im Karneval Rechnungen bringen und noch gar Zahlung verlangen? — Lächerlich, unendlich lächerlich. Nicht einmal in den Fasten, geschweige denn im Karneval!“

So drohte ihm der Verlust seiner Habe, der Zusammenbruch seiner schönsten Hoffnungen, denn als Bettler heiraten! Niemals, lieber sterben! Das war die Karnevalsstimmung des armen Luigi.

Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen! Unwillig über die Störung, wandte er sich um und lag im nächsten Augenblick in den Armen Francescos, seines Schwagers in spe.

Nach den ersten Begrüßungen betrachtete ihn derselbe mit ungeheucheltm Erstaunen.

„Sage mir um alles in der Welt, was soll denn dies heißen? Lauretta ist im höchsten Grade erzürnt, daß sie seit Neujahr keinen Brief erhalten; ich denke bei mir, der Spitzbube will vor der Hochzeit sich noch recht austoben! Recht so, um so besser wird er als Ehemann! Kaum aus der Post gestiegen, eile ich hieher, nur um zu fragen, auf welchem Ball ich Dich suchen soll, und anstatt dessen finde ich Dich hier, Glend geigen und Trübsal blasen! — Doch gleichviel, ich bringe eine Nachricht, die Dich bald himmelhoch springen machen wird! — Du kennst den Bruder unseres Prinzipals, den größten Geiztragen der Welt?“

„Ja wohl, sehr gut! Was ist mit dem?“

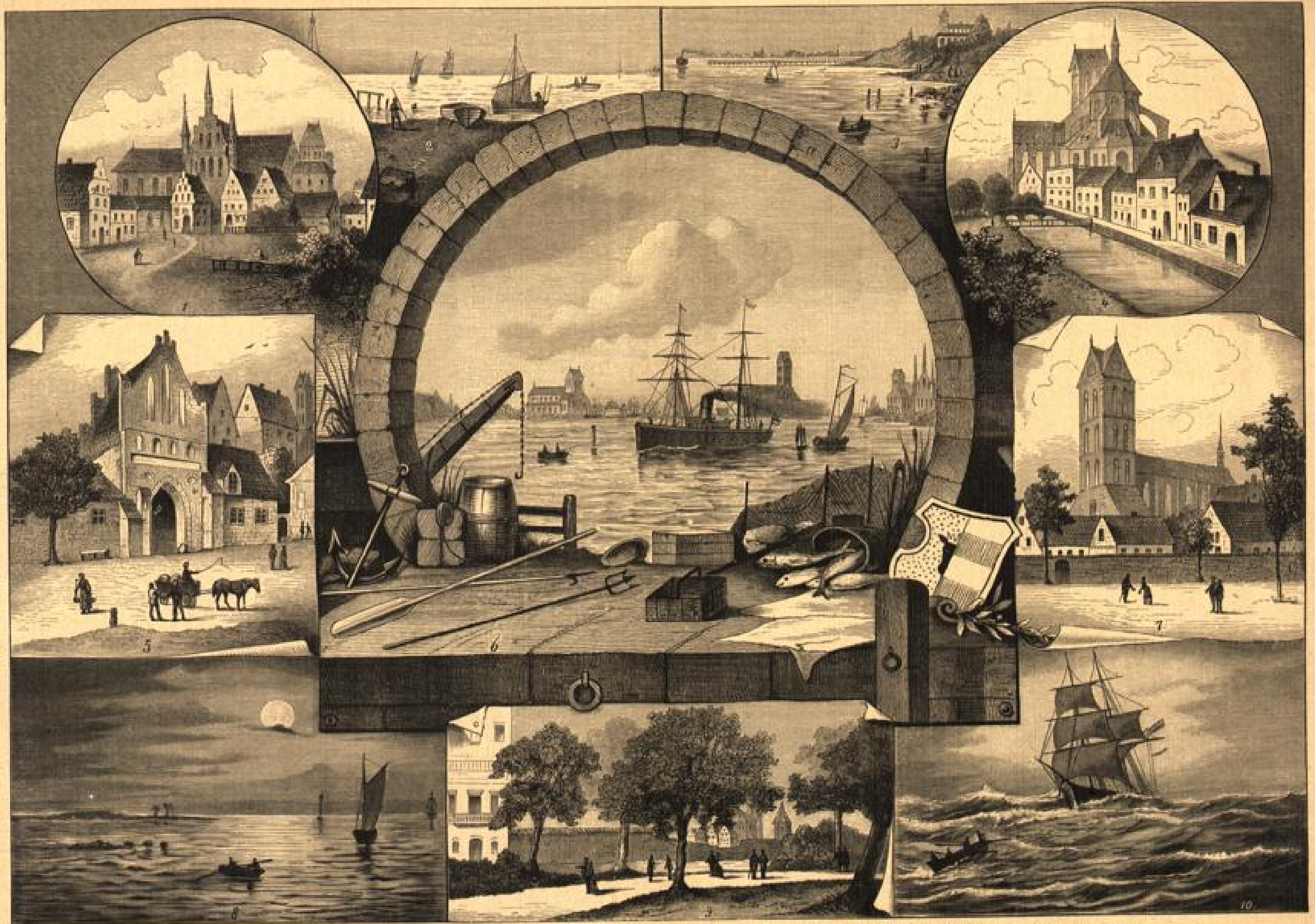
„Abgefahren ist er, zu seinen Vätern versammelt, und da er aus Geiz nie geheiratet und zu seinem großen Leidwesen sein Geld nicht mitnehmen konnte, so erbt unser Prinzipal eine hübsche runde Million Lire. Er, kurz entschlossen, thut als kluger Mann, was ich auch gethan hätte, hängt sein Geschäft an den Nagel und überläßt es — wem glaubst Du wohl? Uns, Herzengruber, uns glücklichen Schwägern, und zwar zu den denkbar billigsten Bedingungen! — Francesco,“ sagte er zu mir, „Sie und Luigi waren mir lange Jahre treue Gehilfen, die wir nie Verdruß gemacht, Ihnen soll mein Geschäft unentgeltlich, nur gegen Uebernahme der Vorräte zum Ankaufspreis überlassen werden! Reisen Sie morgen zu Luigi, sagen Sie ihm, er soll liquidiren, mit seinem und Ihrem Vermögen können Sie alles übernehmen. In vier Wochen kann die Sache in Ordnung sein, und ich weiß, daß Sie Ihrem alten Prinzipal Ehre machen werden!“ — Wahrlich, unser Prinzipal ist nicht schön, aber ich hätte ihn ablassen können, als wäre er das schönste Mädchen der Welt. — Und nun, rasch an die Arbeit, damit in vier Wochen die Firma Buonomo und Gentili da steht! Die soll von sich reden machen! — Aber was zum Kukuck heulst Du denn? Seit wann macht Dir die Freude diesen Effekt? Ich glaube, Du verfaulst in diesem Reste, es ist höchste Zeit, daß Du fortkommst.“

„Ach, lieber Francesco, ich glaube, man wird früher vom Bankrott des Luigi Buonomo reden, als von der Firma Buonomo & Gentili!“

„Was sprichst Du da?“ fuhr nun, selbst heftig erschrocken, Francesco auf. „Bankrott? Menschenkind, bist Du verrückt? Oder bist Du bestohlen oder durch andere betrogen worden? Oder hast Du gespielt? So rede doch!“

„Nichts von alledem, aber setze Dich, ich will Dir alles erklären.“

Und nun erzählte er dem Freunde ausführlich, was wir in wenig Worten oben gesagt.



1. St. Georg. — 2. An der See. — 3. Gedeel Verkoopth. — 4. St. Nikolai. — 5. Tot Befreyer. — 6. Witzmar. — 7. St. Maria. — 8. West an Hart. — 9. Promenade. — 10. Städtische Gießerei.

Bremer. Originalzeichnung von J. Bremer. (S. 314.)



Von fernen Landen heimgekehrt. Zeichnung von A. G65. (S. 323.)

„Das ist eine Bande!“ sagte schließlich heftig auf und ab schreitend Francesco. „Wenn man nun einfach alle Klagen würde?“

„Wo denkst Du hin? Du weißt ja so gut wie ich, daß, abgesehen von den Vorauslagen, mehr als ein Jahr vergeht, bevor ich im besten Falle einen Heller bekomme.“

„Leider hast Du da ganz recht! Aber könnte man nicht die Forderungen verkaufen, wenn auch mit Verlust?“

„Fremde kaufen sich nicht hier Streit und Klagen und in der Stadt weiß ich nur einen und den habe ich gefragt. Weißt Du, was er bot? Ein Drittel! Da wäre ich ja doch und noch ärger ruiniert.“

„Der Halunke. Ja, da ist guter Rat teuer! Doch was hilft das Grübeln und Sinnen hier in Deinem dumpfen Comptoir. Komm, gehe mit! Hinter einer guten Foglietta echten Chianti kommen die besten Gedanken; das Klagen und Jammern hilft zu nichts. Halt, noch eins! Du hast doch hier auch heitere junge Freunde, die zum Helfen bereit sind?“

„Wohl haben wir hier einen Klub von prächtigen Gesellen in jeder Stellung, aber das nützt nichts; die haben selbst mehr Schulden, als ihnen lieb ist, da ist nichts zu hoffen.“

„Ah, um Geld handelt es sich hier nicht! Und unser Gastwirt Bartolo, bei dem ich abgestiegen und bei dem Du ja Kost und Logis hast, wie ist der? Hat er Grütze im Kopf?“

„Ein Ehrenmann durch und durch, dabei klug und gefällig. Doch was soll das alles, auch er kann mir nicht helfen.“

„Geduld, mir geht ein Plänchen durch den Kopf! Kannst Du noch vor Mitternacht acht bis zehn von den Schlauesten Deiner Freunde bei Bartolo zusammenbringen? Für ein flottes Nachtessen und guten Wein will ich sorgen!“

„Das kann ich wohl!“

„Ganz gut, dann gleich fort, und sei getrost! Es müßte kurios zugehen, wenn wir die Spiechbürger nicht Mores lehren. Ein Glück, daß es jetzt Karneval ist!“

Am Mitternacht saßen im Hinterzimmer des Hotel Bartolo ein Dutzend junger Leute und der dicke, fröhliche Wirt in eifrigem Gespräch beisammen und nur das gewaltige Gelächter, das hier und da die Verhandlungen unterbrach, bewies, daß es sich nicht um eine finstere Verschwörung handelte. Als alle in früher Morgenstunde aufbrachen, war der Plan beraten, und sie trennten sich in der heitersten Stimmung. Selbst Luigi fand zum erstenmal seit Wochen den ruhigen Schlaf und der Traumgott zeigte ihm die bräunlich geschmückte Lauretta mit der Adresskarte der Firma Buonomo & Gentili in der Hand.

Am gleichen Morgen um acht Uhr durchzog eine Musikbande die Stadt, hinter welcher auf einem Eseln eine grotesk aufgepuzte Gestalt ritt. Ein langer schwarzer Frack, dessen Schöße bis zum Boden reichten, schwarze Hosen, weiße Weste, kolossale Vatermörder und ein hoher Cylinderhut bedeckten sie, das Gesicht war durch eine Niesennase und entsprechende Brille verdeckt. Das Eselcin wurde rechts und links von Arlechino und Pulcinella, den beiden bekanntesten Masken, geführt.

Auf dem Hauptplatze begann die Musikbande zu spielen. Da sie aber von Francesco, der auf dem Esel ritt, den strengen Auftrag erhalten, sich die Ohren dicht mit gedörrter Baumwolle zu verstopfen und dann, wenn er das Zeichen zum Beginne gäbe, jeder ein anderes Stück spielen müsse, die große Trommel aber stets bis fünfzig zählen und dann — ohne alle und jede Rücksicht auf die anderen — sechs tüchtige Pauken- und Trommelschläge loslassen müsse, so kann man sich den schauerhaften Kunstgenuss denken, der hier vom Stapel lief.

Die Hunde der ganzen Stadt heulten in allen Tonarten, die Leute liefen zusammen und waren versucht mitzuheulen, es war ein entsetzlicher Spektakel. Aber der Zweck war erreicht, der Platz war im Augenblick gedrängt voll Menschen aller Stände.

Auf ein Zeichen schwieg die entsetzliche Musik, wenn man diesen Höllenlärm als solche bezeichnen darf. Da erhob der Reiter auf dem Esel die Stimme:

„Ruhe und Stille im Namen Seiner Hoheit des Prinzen Karneval! — Im Namen Seiner Hoheit des Prinzen Karneval von Humors Gnaden lade ich, Facanapa, sein Kanzler, sämtliche Bewohner hiesiger Stadt ein, sich heute nachmittag zwei Uhr hier auf dem Hauptplatze vor dem Hause unseres getreuen Vasallen und Hoflieferanten Bartolo einzufinden, wo ihnen wichtige Mitteilungen Seiner Hoheit des Prinzen Karneval eröffnet werden sollen und sie außerdem sich noch an den brillanten Leistungen dieser seiner Hofkapelle erfreuen dürfen! Punkt zwei Uhr! Viva il principe Carneval! Avanti la musica!“

Und unter dem Beifallsjauchzen der Menge, die sich einen köstlichen Spaß versprach, dem grausenhafte Lärmen der Instrumente, dem Johlen der lieben Gassenjugend, dem Geheule der Hunde ritt der Kanzler Facanapa ernst und würdevoll weiter, um auf allen Plätzen und größeren Straßenkreuzungen die gleiche Einladung zu wiederholen.

Gleichzeitig wurde vor dem Gasthose Bartolos eine große Tribüne mit zwei Aufgängen errichtet und mit Teppichen und Stoffen von bunten Farben bestens ausgeschmückt. Hinten Platz für die Hofkapelle, vorn ein großer Tisch mit feuerrotem Tuch verhängt, ein hoher Stuhl und zwei niedere, eine große Urne und eine Kassetten, ein riesiges Tintensäß mit entsprechender Feder und vor dem Tische ein

freier Raum, so daß man bequem einen Ausgang hinaus und den andern hinunter gehen konnte. Bartolo selbst leitete die Arbeiten, hatte aber auf die vielen Anfragen, mit denen er von allen Seiten bestürmt wurde, nur ein Achselzucken und die stereotype Antwort: „Non so niente!“ (Ich weiß nichts.)

Daß der große Saal und die anderen Zimmer seines Gasthofs von Gästen überfüllt waren, zum großen Aerger seines Konkurrenten und speziellen Feindes Giovanni Falsavin, der auf der andern Seite des Hauptplatzes einen Gasthof hatte, versteht sich von selbst.

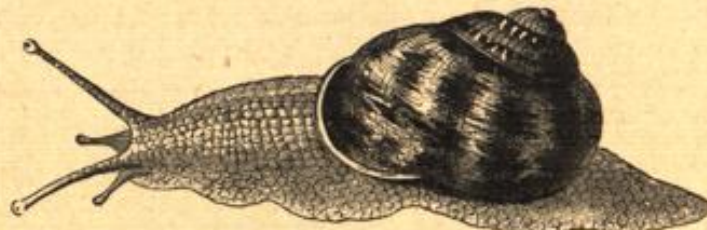
(Schluß folgt.)

Kulinarische Genüsse aus dem Reiche der Weichtiere.

Von Dr. S. Bochnak-Reich.

(Nachdruck verboten.)

„Mauschelei sind der Gaben, aber in allen lebt derselbe Geist.“ kann man auch bezüglich der so mannigfaltigen Weichheiten sagen, welche der alles essende Mensch zu seines Leibes Nahrung und Nahrung in Anspruch nimmt. Wir wollen hier ganz absehen von den seltsamen Geschmackrichtungen, resp. Geschmacksverirrungen, etwa der Chinesen oder anderer Völker, die „hinter der Tür“ wohnen, sondern nur die hauptsächlich in Europa zu normalen Zeiten als Speise dienenden Weichtiere, Schnecken und Muscheln, einer kurzen Betrachtung unterziehen. Ebenso wie sich vom Norden Europas nach Süden hin die Artenzahl der zu Küchszwecken dienenden Weichtiere steigert, nimmt auch das Streben des Menschen zu, diese an dem Kreislaufe seines Stoffwechsels teilnehmen zu lassen. Der Norddeutsche wendet namentlich der Auster, die wir später ausführlicher betrachten werden, seine liebevolle Aufmerksamkeit zu, und es überläßt ihn eine gelinde Gänsehaut, wenn er an ein Gericht Schnecken denkt, vielleicht regt sich in



Figur 1.

manchen Süddeutschen derselbe Magenhorror, wenn er sich das Austerfleisch vorstellt. Der Norddeutsche sammelt zwar gern die hübschen bunten Schneckenhäusel und die Kinder singen:

„Schnecke, Schnecke, Schnecke, Zeig deine Hörner alle vier.“

aber das Tier selbst ist ihnen ein Aergernis und Ekel; den Süddeutschen sind sie eine Art Mastvieh, das „hält eine gute Brüh“ gibt.

Aus der Gattung Helix nennt Rohrmähler vierzehn Arten von Schnecken (caracoles), die in Spanien in ungeheuren Mengen als Speise dienen, namentlich die Pergschnecken (serranos), die von besonderen Händlern vor Sonnenaufgang in den Bergen gesammelt und in aus Espartagras geflochtenen Beuteln zu Markte gebracht werden. Sie werden in stark gewürzter Brüh gedünstet und von arm und reich, jung und alt mit großem Behagen aus den Gehäusen geschlürft.

Das als Fastenspeise in Südeuropa allen anderen vorgezogene Weichtier ist die Schneckenart oder südeuropäische Weinbergsschnecke (Fig. 1), die zu Ende des Winters, bevor sie neue Nahrung zu sich genommen, in Tonnen verpackt einen bedeutenden Exportartikel nach den Antillen und dem Senegal bildet und sich



Figur 2.

jetzt auf Kuba eingebürgert hat. Im nördlichen Frankreich und in der Gegend von Paris ist man die Weinbergsschnecke (Helix pomatia, Fig. 2), die auch besonders in Süddeutschland genossen wird. Der jährliche Absatz ehbarer Schnecken von verschiedenen Helixarten beträgt in Marseille im Durchschnitt etwa 750,000 Kilogramm.

Von jeher war es die Parole des Menschen: „Wo bleib ich?“ namentlich was die liebe Jung betrifft, und so kann es uns gar nicht wundern, daß schon bei den alten Römern, diesen Künstlern im raffinierten Lebensgenusse, Schnecken eine beliebte Speise waren. Wie der Ältere Plinius (23 bis 79 nach Chr.) mitteilt, verschafften sich die Römer die besten Schnecken aus Sizilien, den Balearen und Capri; die größten aber kamen aus Ägypten. Sie verstanden es, die Tiere auf schattigen, feuchten Rasenplätzen, die von einem Graben oder einer Mauer umgeben waren, in sogenannten Schneckenärten (Coehloaria) zu mästen und ihnen durch einen besonderen Trög aus Mist und Weizenmehl einen

feineren Geschmack zu geben. Solche Schneckenärten für die Weinbergsschnecken gibt es noch an der Donau und in der Schweiz, namentlich in Klöstern, deren geistliche Einwohnerschaft daselbst ihren Bedarf für die Fastenzeit mästet, wie denn jetzt überhaupt diese Tiere in den katholischen Ländern Südeuropas den meisten Zuspruch finden. Nach Italien werden erstaunliche Mengen verhandelt, besonders aus St. Gallen, Zürich und Graubünden; die Schweiz liefert jährlich circa 1000 Fässer zu je 50 bis 75 Kilo Schnecken nach Italien. Frostige Witterung ist die günstigste Verjandzeit, denn wenn Wärme oder Feuchtigkeit die Tiere veranlassen, ihre Gehäusebedel zu öffnen (denn sie eignen sich zum Transport nur, wenn sie zugedeckelt sind), um sich auszukünnen, so sprengen sie die stärksten Fässer. Aber die Schweiz sammelt, mästet und versendet nicht nur Weinbergsschnecken, sondern ist sie auch. In Süddeutschland bilden sie einen bedeutenden Handelsartikel, besonders in Ulm werden sie gemästet, Wien erhält ganze Schiffsladungen aus Schwaben und zum Teil aus Appenzell, nach Nürnberg werden sie sackweise gebracht. In den sehr zweckmäßig angelegten modernen Schneckenärten bieten Häufchen von Moos den Tieren Schutz gegen Kälte und Hitze, unter sie vergraben sich die Schnecken im Winter fünf bis acht Centimeter tief in die Erde, und können dann, nachdem sie sich eingedeckelt haben, leicht ausgehoben und verpackt werden. Die beiden genannten und abgebildeten Hauptspeiseschnecken des festen Landes: die Schneckenart und die gemeine Weinbergsschnecke, werden auch in der Franconie und in Lothringen gezogen. Der erleren zu Ehren feiern die Glaser von New-Gastle jährlich ein „Schneckenfest“, dessen Haupterfordernis, die Schneckenart selbst, am Sonntag vor dem Feste von den Teilnehmern auf dem Lande in der nötigen Menge gesammelt wird.



Figur 3.

Häufig in allen Meeren findet sich auch die Schüsselsschnecke (Fig. 3), die besonders den ärmeren Bevölkerungsklassen zur Nahrung dient. Unsere Abbildung zeigt das Tier von unten gesehen, in der Mitte den breiten Fuß, umgeben von der Riemer, vorn den Kopf mit den Fühlern. Die schüsselartige Schüsselsschale wird in ihrer Höhlung von dem Tiere fast ganz ausgefüllt, und es laugt sich mit dem breiten, muskulösen Fuße so fest an, daß die Schale wie ein Schöpflopf auf den Felsen aufliegt. Manche Arten dieser Schnecken höhlen sich sogar

ihren steinigen Sitzplatz aus. Auch das Wellhorn (Fig. 4) wird an den Küsten Großbritanniens von ärmeren Leuten genossen, ebenso Littorina Littoria, welche alle drei an den deutschen Küsten nur als Fischköder dienen. Gegenüber den in Massen als menschliche Nahrung dienenden beiden Arten Landsschnecken spielen also die Meeres- schnecken in dieser Beziehung eine nur unbedeutende Rolle. Süßwasserschnecken werden zwar von den tränenartigen Vögeln gern verpest, aber den Menschen dürften sie nur wenig Verlockendes bieten, denn sie sind Schlammbewohner und haben einen unangenehmen Schlammgeruch. Dagegen werden Süßwassermuscheln in armen Landstrichen bisweilen von niederen Volksklassen genossen, z. B. in den Vogesen, in Oberitalien und in der Gegend von Toulouse einige



Figur 4.

Arten Flußperlemuscheln. Von außerordentlich großer Bedeutung ist jedoch eine Anzahl Meeremuscheln, die teilweise zu den Delikatessen gezählt werden. Es seien einige aufgezählt:

Aus den Salzstümpfen von Verre kommen jährlich fünfundsiebzig Millionen der Modiola Galloprovincialis nach Marseille auf den Markt; Venus- und Herzmuscheln werden in Südfrankreich in Menge verpest; die Venus gallina wird in Venedig gemästet und, obgleich dort mit Nichtachtung behandelt, nach Rom ausgeführt. Cardium edule (die Clovisse der Südfranzosen, die Capa tonda der Italiener) bringt jährlich einen Erlös von 400,000 Franken; als ein Lederbissen wird eine in das Gestein bohrende Bohrmuschel unter dem Namen „Meerdattel“ geschätzt, es ist der Steinbohrer (Fig. 5). Nächst der Auster am meisten geessen und dieser ähnlich gezüchtet (indem man in schlammige Buchten Pfähle, Faschinen u. dergl. versenkt, an welchen die festhaftende Brut nach zwei Jahren ehbar wird), ist die Riesemuschel, die Moule der Franzosen (Fig. 6). Wie die Auster



Figur 5.



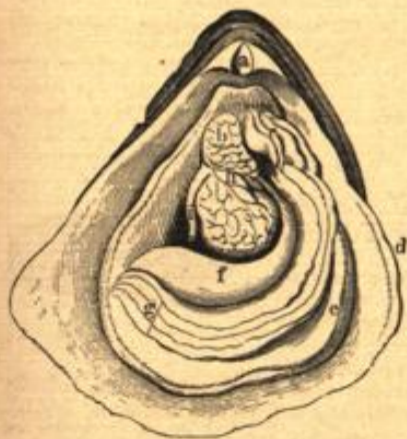
Figur 6.

durch eine Kalkmasse an ihrer Lagerstätte haftet, so liegt die Riesmuschel durch einen Bart (Byssus) vor Anker. Wie jene lebt auch sie gesellig und findet sich nicht nur in allen europäischen Meeren, in den Lagunen Venedigs, sondern selbst im Süßwasser der Wolga. Da sie meistens an Ort und Stelle konsumiert wird, so hat der Binnenländer gar keine Ahnung davon, in welchen Massen sie jährlich verzehrt wird; sie ist die billige Kost der ärmeren Leute in allen Küstenstrichen Englands, Deutschlands, Hollands, Frankreichs, Italiens. Sie wird ebenso wie die Auster roh verzehrt. In England hält man große Vorräte dieser Muscheln in besonderen, vom Meere abgeschlossenen Behältern, sogenannten „Gärten“, also nach Art der Austerparcs; im Manche-Departement ist das Recht des Riesmuschelsammelns um 2000 bis 2500 Franken jährlich verpachtet. Die Riesmuschelschale stammt von dem Irländer Walton, der im Jahre 1236 aus einem Schiffbruch an die einsame Küste von La Rochelle gerettet wurde. Beim Fange von Seevögeln bemerkte er, daß an den eingetauchten Netzen sich massenhaft Riesmuschelbrut angeheft hatte, und



Figur 7.

dies brachte ihn auf den Gedanken, derselben Gelegenheit zu bieten, sich aus ihrem verflumpften Leben zu retten. Er legte Säme im Schlamm Boden an und durchstoch die Zwischenräume mit Zweigen. Der Erfolg war glänzend, und bald ahnten die Küstenbewohner die Methode nach, so daß heutzutage ein nach hunderttausenden zählender Wald von Pfählen an jener Küste zu erblicken ist. Aber die Königin der Meere und der Liebling der Feinschmecker ist und bleibt die Auster (Ostrea edulis, Fig. 7; eine Gruppe Auster von verschiedenem Alter: A. Auster von einem Jahre und darüber, B. von einem halben Jahre, C. von einem Vierteljahre, D. von ein bis zwei Monaten, E. von vierzehn Tagen bis drei Wochen. — Fig. 8 durch Abnehmen der Deckhale geöffnete Auster: a. das Schließ, b. die Leber, c. Rippenkammer, d. e. äußere und innere Mantelschalen, f. Schließmuskel, g. die vier ver wachsenen Riemenblätter. Nicht erst durch die moderne Kultur ist die Auster als ein schätzbarer Leckerbissen erkannt worden. Erstens ist sie nicht überall ein nur den Austerwählern des Plutus reservierter Genuß, sondern in manchen Ländern, z. B. in Nordamerika, ist sie ein wahres Volksnahrungsmittel geworden, und zweitens speisten schon die allerersten Urvölker Auster, wenn auch ohne Chablis oder Haute-Southern. Die an dänischen Küsten aufgefundenen Ablagerungen von der Urwordern Küchenabfälle (die „Kjökkenmøddinger“) enthalten Schalen von Auster, Riesmuscheln und anderen Weichtieren; beim Bau einer Straße von Nizza nach Monaco fand man an aus der „Steinzeit“ hervorstammenden Herden neben Knochen von Aurochen auch Schalen von Seevögeln und Delphinen, ebenso in der Höhle von Maravillers in Valencia.



Figur 8.

Lucullus besah bei seiner Villa an der campanischen Küste großartige Austerparcs. Der Kaiser Vitellius (69 nach Chr.) aß viermal täglich Auster und war nicht mehr und nicht weniger als 1200 Stück! Selbst Seneca, der die Reize der Armut so bewundernswürdig schilderte und als ein Mann von 33 Millionen landesüblicher Münze im Vermögen starb — selbst der weise

Seneca verschmähte es nicht, die Woche hindurch einige hundert Duzend Auster zu genießen.

Macrobius erzählt, daß den römischen Priestern als eine Auszeichnung bei jedem Feste eine Schale mit Auster aufgetragen ward. Mit dem Untergange des altrömischen Reichs sank auch die Auster in Vergessenheit, und erst Ludwig XIV. (1643 bis 1715) erhob sie wieder auf die Tafel, so daß wir gleich über das Mittelalter hinweg in die Neuzeit gelangen, die manche tiefere Austerneffer aufzuweisen hat.

Was Satttheit ist, wenn es sich um Vertilgen von Auster handelt, scheint eine inkommensurable Größe zu sein. Grinod de la Reyniere sagt: „Die Erfahrung hat bewiesen, daß Auster aufhören ein Vergnügen zu sein, wenn man fünf bis sechs Duzend gegessen hat.“ Brillat Savarin sagt in seiner „Physiologie des Geschmacks“ die Sache anders auf. Er bemerkt: „Es ist wohl bekannt, daß früher jedes anständige Mahl gewöhnlich mit Auster begann und daß es Epitapher gab, die nicht eher davon abließen, als bis sie ein Gros (zwölf Duzend) verzehrt hatten. Da ich wissen wollte, wie viel eine solche Diner-Avantgarde wiegt, so erforschte ich die Thatsache, daß das Gewicht von einem Duzend Auster einschließlich des Wassers vier Unzen (117 Gramm) beträgt, und dies ergibt für das ganze Gros drei Pfund. Nun halte ich es aber für ausgemacht, daß jene Personen, die auf die Auster mit ungeschwächtem Appetite dinsten, völlig satt gewesen wären, wenn sie dieselbe Menge Fleisch, selbst vom Huhn, gegessen hätten.“

Brillat Savarin illustriert diese Bemerkung durch folgende Anekdote: „Im Jahre 1793 war ich in Versailles, wo ich häufigen Verkehr mit Sieur Lazerte hatte. Derselbe war ein großer Freund von Auster und klagte, daß er sich noch nie daran habe satt essen können. Ich beschloß, ihm diese Vertriebigung zu verschaffen, und lud ihn für den nächsten Tag zum Essen ein. Er kam, und ich leistete ihm bis zum dreizehnten Duzend Gesellschaft, das heißt über eine Stunde, da der Austeröffner noch ungelibt war. Während Lazerte weiter Auster zu sich nahm, biß ich unthätig, da es aber sehr unangenehm ist, bei Tische zu sitzen, ohne mitzuesessen, so hemmte ich meinen Gast endlich mit den Worten: „Mein teurer Herr, es ist nicht Ihre Bestimmung, sich heute an Auster ein Genüge zu thun. Wir wollen jetzt diniren.“ Wir speisten und er zeigte die Echlust und die Ausdauer eines Menschen, der eben ein lauges Fasten unterbrach.“

Ein würdiges Seitenstück zu Sieur Lazerte war der bekannte Dando, der in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in London lebte. Er hat sich trotz seines erstesten Strebens an Auster niemals satt gegessen, obwohl er alles in seinen Kräften Stiehende dazu that und zwar immer auf Kosten der Wirte! Nicht eher, als bis des Austeröffners Arme todmüde herabhielten, bis das Messer stumpf oder zerbrochen war, bis Duzende und aber Duzende Auster und Berge von Butterbröckchen verschwunden waren, erkannte der Wirt keinen Gast, den gierigen Feind des Austerengschlechts, den unergründlichen, stets geldlosen Dando, dem es nie einfiel, zu bezahlen, auch wenn er es gekonnt hätte, was aber nie der Fall war. Jede Woche stand Dando während der Austerzeit regen nicht bezahlter Fische vor dem Polizeigerichte. Es half nichts, wenn er in das Gefängnis geschickt wurde; bei seiner Freilassung litten die Austerneffer um so schwerer. Endlich, als sein Ruf von einem Ende Londons bis zum andern gedungen war, als kein Austerhändler mehr auf ihn hereinfiel, legte Dando sein Haupt auf einen Hügel Austerschalen und starb.

Als Einleitung eines jeden gut arrangierten Mahles rechnet man heutzutage sechs Auster auf jeden Gast, aber diese kaum genügende Portion scheint weniger durch die Gewohnheit und das Bedürfnis der Günstler und Ehrenden als durch die Größe der gemöhnlichen Teller bedingt worden zu sein. Eicherlich würden sechs Natives als eine lächerlich kniderrige Menge gegolten haben in den guten alten Zeiten Georgs III. von England (1760 bis 1820), als die allerbesten Auster per Stück etwa vier Pfennige kosteten. Bei dem erwähnten tête-à-tête-Diner Brillat Savarins und des Sieur Lazerte verspeiste der Wirt 13 Duzend, der Gast 32 Duzend, bevor sie mit ungeschwächten, wenn nicht frisch gewaschenen Kräfte das eigentliche Mahl begannen. Als der Vicomte von Viri-Gastel die Wette gewann, in einer Stunde 27 Pfund Speise und Trank zu bewältigen, eröffnete er den Kampf mit 24 Duzend Ostendeaustern, die genau nach unserem Geld 24 Mark kosteten. Aber der vielleicht spahhafteste Fall von vorbestimmtem Austerneffen wird über Baron Graham erzählt, den kaltblütigen, durch nichts in Aufregung zu verlegenden Richter, von welchem Geküll sagt, „nur seine Rähterin könne ihn kraus machen“ (englisches Wortspiel mit „ruffle“, das sowohl „verwirren“ wie „Wäsche fälteln“ bedeutet). Man hatte ihm eingeredet, wenn er eine gute Mahlzeit so recht mit Innigkeit genießen wolle, müsse er vorher so viele Auster verzehren, bis er Hunger verspüre. Er folgte diesem Rate, ah bedachtam 120 Natives und bemerkte dann treuherzig: „Sie sind doch nicht ein so guter Magenweiger, wie ich hoffte; denn, bei meiner Ehre, ich glaube, ich bin nicht mehr ganz so hungrig, als bevor ich sie zu essen begann.“

Ein Dogma der Feinschmecker lautet: „Man muß die Auster schnell nach ihrem Oeffnen genießen.“ Rithener in London jagt darüber mit tiefem Gefühl: „Wer sich an dieser köstlichen Erfrischung in ihrer höchsten Vollkommenheit erfreuen will, muß sie in demselben Augenblick verzehren, in welchem sie geöffnet wird, mit ihrem eigenen Saft in der untern Schale; wird sie nicht bei noch vollem Leben genossen, so ist Wohlgeschmack und Geist verloren. Der echte Verehrer der Auster wird auf die Gefühle dieses herzigen Lieblings Rücksicht nehmen und sie nicht einem Stümper in die Hände fallen lassen.“

Tausend Menschen essen Auster, aber nur wenige genießen sie, sagt Saphir. Auster essen ist eine Kunst, die nur Leute von Geist verstehen. Auster muß man ohne Bart, aber mit der Seele genießen. Man muß stets mit drei Auster beschäftigt sein; die eine muß man im Munde, die zweite in der Hand, die dritte im Auge haben.“

Mit der „Aphrodite der Muscheln“ wird viel Mißbrauch getrieben; sie wird zu hunderten in roher Barbare hinuntergeschluckt. Es ist sonderbar, während man sich scheuen würde, im Frühstücksteller ein Duzend Bratwürste zu bestellen, meint man, bei Auster müsse es stets in die Duzende gehen. Und nachher wundert man sich, besonders wenn man noch fragwürdigen Wein dazu trinkt, daß man sich den Magen verdorben hat!

„Ruh zu halten ist gut,“ jagt Alcubus von Lindos.

Kriegsbente.

(Bild S. 313.)

Unser Bild führt uns hier eine Scene aus dem Mittelalter vor, wie solche leider sich oft genug ereigneten. Ein Trupp Ritter hat ein Schloß überfallen, und nachdem dies zerstört war, die Dienerrinnen, welche sich nicht flüchten konnten, als Beute mitgenommen, die sie ihren Kriegsknechten überlassen. An der Wegkreuzung unter dem Bilde des Erdbärs, der für die Menschheit litt, machten sie Halt, um die Widerstreubenden stärker zu fesseln. Ihnen kommt der Gedanke nicht, daß jener Bildstock ihnen ins Herz sprechen, sie vor dem wilden, rohen Thun warnen sollte, daß er nur errichtet sei, um der irrenden Menschheit den Weg des Guten zu weisen, indem es sie an die Lehre des Getreuzigten mahnt, der die Liebe, die edelste, reinste Menschenliebe predigte. Hart wie ihr Panzer ist ihr Herz, und eng ihre Köpfe wie die Klappen ihres Visirs — Macht und Gewalt geht ihnen vor Recht, und Elend, Klagen und Jammer rühren sie nicht. Diese Mädchen und jungen Frauen sind ihnen eine Beute, die sie errungen und die ihnen gehört, und hier heißt es wahrlich: Wehe den Besiegten! Es ist ein Stück des harten, unheimlichen Mittelalters, — des oft so viel belobten — das unser interessantes Bild dem Leser eindrucksvoll veranschaulicht.

Winterfcenen aus Montreal (Kanada).

(Bild S. 321.)

Wieder führen wir unsere Leser nach Kanada; diesmal zeigen wir ihnen dessen wichtigsten Handelsplatz, das prächtige Montreal, im Winterschneid, von den treibenden Eishollen des St. Lorenzo-Stromes bedroht. Montreal, das alte Hochelaga der Algonquin-Indianer, liegt in der Provinz Quebec, auf einer Insel unterhalb der Mündung des Ottawa in den St. Lorenzo, über den die 2800 Fuß lange Victoriabrücke führt. Die Stadt zählt etwa 150,000 Einwohner, die Bauart ist größtentheils regelmäßig und geräumig, sowie durch Pracht ausgezeichnet. Die Lage von Montreal gehört zu den herrlichsten unter den amerikanischen Binnenstädten: einerseits der mächtige Fluß, andererseits der Sommers in üppigstem Grün prangende „Mount Royal“ (Königsberg) mit seinen herrlichen Villen und kostbaren Parkanlagen. An letzteren ist Montreal überhaupt reich; eine der schönsten und besuchtesten ist die auf Vogelhöhe im Lorenzo etwas erhöht gelegene liebevolle Insel St. Helen, ein wahrhaft idyllisches Plätzchen voll Blumenduft und Laubwaldgrün. Das ist der Sommer, der herrliche kanadische Sommer, wenn aber der Herbst gekommen, wenn die letzte Blume verblüht, wenn der Nord eifig über den Lorenzo fährt und es bald seines Herrschbootes mehr bedarf, um nach St. Helen zu gelangen, dann ändert sich die Scene. Gewöhnlich ist die Schifffahrt von November bis April unterbrochen, der Lorenzo hat seine dicke Eisdicke, der Mount Royal seinen dichten Schneeeüberzug erhalten und Straßen und Berg befährt der eigentümlich geformte Schneepflug, wie ihn Bild 2 zeigt. Im Frühjahr, gegen April etwa, wenn Tauwetter eintritt und das Eis ins Treiben gerät, flaut es sich wohl zu gewaltigen Massen, wie uns Bild 1 zeigt, auf dessen Hintergrund wir das Zollhaus erblicken, während Bild 3 den Transport eines Rahnes von der Insel St. Helen über die aufeinandergehobenen Schollen vorführt, ein Transport, der ebenso müß als gefahrvoll ist, beim Glase Brandy aber, das den Schiffer im nahen Hafen erwartet, ist Mühe und Gefahr bald vergessen — nach echter Kanadierart.

Glasindustrie und Messinggießerei in Birmingham.

(Bild S. 320.)

Ein Freund, der mich in Birmingham vor kurzem besuchte, bewunderte eine auf meinem Schreibpulte stehende, mir wenige Tage zuvor aus Deutschland als Geschenk zugesandte „metallmontirte“ Glasvase, so daß ich auch ihm, wie schon so vielen früheren Bewunderern des schönen Kunstwerkes gegenüber, es für meine Pflicht erachtete, auf die wichtige deutsche Erfindung hinzuweisen, durch welche die Herstellung derartiger Gegenstände neuerdings so wesentlich erleichtert und vervollkommen wurde. Ich erklärte, daß man heute nicht mehr das fertige Glasgefäß mit der Fassung aus Draht oder dergleichen Metallmassen umgebe, sondern in das durchbrochene, ornamentale Metallgerippe das Glas einlaje, wodurch sich letzteres den in der freiesten Weise zu behandelnden Formen der Bronze auf das innigste anschmiegt, fand aber bei den speziellecten Auseinandersetzungen, daß das Verständnis meines Hörers weit hinter seinem Interesse zurückblieb. — Um dieses Mißverhältnis nun ein wenig auszugleichen, schlug ich meinem Freunde vor, da in Birmingham „metallmontirte“ Glasgefäße nach dem neuen Verfahren noch nicht fabrizirt wurden, wenigstens die Bearbeitungsweisen der integrirenden Bestandteile betreffender Base, des Messings und des Glases, an deren Fabricationsstätten ein wenig zu studiren, und wurde dieser Vorschlag dankbar angenommen. Unsere Wanderung, deren wichtigste Stationen ich heute durch Abbildungen zu veranschaulichen in der Lage bin, verfolgt wohl auch der freundliche Leser mit einigem Interesse.

In dem Messing- und Bronzewerke lenkten wir unsere Schritte zuerst zu der Gießerei, in der das goldähnliche Metall entweder zugleich in die endgültigen Formen oder in plumpe viereckige Blöcke gegossen wurde. Letztere verwandelten sich vor unseren Augen, zwischen den mächtigen Stahlschlindern des Walzwerks sich durchzwängend, in immer dünnere Platten, aus denen schließlich Blech entstand.

In dem Pressenpaal fanden wir die großen Blechtafeln, in handliche Streifen zerschnitten, wieder vor und zahlreiche kleine Pressen prägten in regelmäßiger Wiederholung eigentümlich geformte Stücke heraus, deren Bestimmung wir erst, nachdem fernere Pressen diese Stücke gelocht, ausgebaucht und mit Gravirung versehen hatten, einigermaßen zu erraten vermochten. — Weibliches Personal, das auch die Pressen bediente, verschah einzelne Arbeitsprodukte mit einer gleichzeitig schützenden und zierenden Lackdicke, während im Polirsaal männliche Arbeiter den Oberflächen anderer Gegenstände mittels Feile, Schmirgel und vor allem mittels des mit Politrot bestreuten Holzrades den höchsten „finish“ verliehen.

Von der Mannigfaltigkeit der gegossenen und durch Prägung hergestellten Messinggegenstände gab die ausgestellte Sammlung der Muster einen deutlichen Begriff, zu deren Wiedergabe ein



Glasköfen.

farbigen Glases in feurigflüssigem Zustande erhalten wurden. — Mit erstaunlicher Gewandtheit nahmen die Arbeiter kleine Mengen des schmiegsamen Stoffes an die Enden der einfachen, in der Glasbläserei benützten, „Weifen“ benannten Röhren und liehen in wenigen Minuten durch wohlberechnetes Einblasen von Luft, unter gleichzeitigem Umdrehen, Stauchen, Anlegen von Holz- und Messingformen, die bekannten Hohlglaskörper entstehen, die dann in einen Kühllofen wanderten, um in diesem ganz allmählich zu erstarren. — Ein Teil der abgekühlten Ware wird in der Schleiferei noch einem weiteren Veredlungsprozesse unterzogen.



Glasschleiferei.

Illustrierter Katalog von nicht weniger als 700 Seiten erforderlich ist. Aber auch der von uns noch beizuhaltende Maschinenaal, in dem nicht nur alle Reparaturen ausgeführt, sondern auch fast alle Werkzeugmaschinen für den eigenen Gebrauch hergestellt werden,

stellen Kupferne, mit Schmirgelstaub oder einem Pulver aus anderem hartem Material bestreute, schnellrotirende Scheiben den feinen Schliff her, oder bringen infolge ihrer linienförmigen Gestalt Furchen, das heißt Gravirungslinien, in dem harten und spröden Stoffe hervor.

Während Schleifsteine die gröbere Arbeit verrichten, mußten wir uns staunend der übergroßen Einfachheit der zu ihrer Hervorbringung benötigten Werkzeuge und Einrichtungen erinnern. Wohl kaum eine zweite größere Industrie hängt noch immer in dem Maße von der persönlichen Geschicklichkeit des Arbeiters ab, wie diejenige des Glases, und fast alle Versuche,

Die geschliffenen Stellen läßt man entweder matt oder polirt sie mittels Krotus auf das sauberste. — Sehr schöne Effekte erzielt man durch das Schleifen bei dem sogenannten „überfangenen“ Glase. Die Oberfläche desselben wird von einem Glasflusse gebildet, dessen Farbe von derjenigen des darunter liegenden Glases verschieden ist. Durch teilweises Durchschleifen der gewöhnlich sehr dünnen äußeren Schichte legt man den andersfarbigen Kern bloß und läßt ihn gegen den Ueberzug, von dem er sich scharf abgrenzt, wirksam kontrastieren.



Maschinenaal.



Die Metallpressen.

ließ erkennen, daß wir uns in keinem unbedeutenden Etablissement der Messingbranche befanden.

Als wir in dem Ausstellungssaale die herrlichen Schalen, Kannen, Pokale, Leuchter, Kühlgefäße, Waffen, Ofen- und Kammingitter, Schreibzeuge, Spiegelrahmen, Randelaber und anderen, wahre Kunstwerke darstellenden Erzeugnisse bewunderten,

die Menschenarbeit durch Maschinen zu ersetzen, sind auf diesem Gebiete bislang erfolglos geblieben.



Die Lackirwerkstatt.



Polirsaal.



Permanente Ausstellung von künstlerischen Glaserzeugnissen.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Ich sagte es Ihnen ja voraus,“ nahm Minna nach einer Pause wieder das Wort, „wir hätten uns diese Demütigung ersparen können. Wenn er sich des Kindes annehmen wollte, so würde er es gleich gethan haben, es war schon ein schlimmes Zeichen, daß er's von der Beendigung des Prozesses abhängig machte.“

Moritz Wurm blieb stehen, sein Blick folgte einem hohen, schlanken Herrn, der eben an ihnen vorbeigeschritten war.

„Herr Graf!“ rief er. Graf Ellern wandte sich um, forschend betrachtete er das Paar.

„Sie kennen mich?“ fragte er. „Wünschen Sie etwas von mir?“

„Also sind Sie es wirklich?“ sagte Wurm erfreut. „Sie habe ich gleich wieder erkannt, und mein früherer Herr ist mir fremd geworden. Ich war damals Bursche bei dem Herrn Baron von Feldern.“

„Moritz?“ unterbrach der Graf ihn rasch. „Jetzt erkenne ich Sie auch, Sie kommen von dem Herrn Baron? Diese Dame ist Ihre Frau?“

„Nein, Herr Graf, diese Dame ist Fräulein Lenders.“

„Doch nicht die damalige Braut?“

„Ihre Schwester, die unglückliche Braut ist tot, aber sie hat ein Kind hinterlassen, und der Schwester fällt es schwer, die Waise zu erziehen. Da haben wir denn gedacht, daß es wohl Pflicht des Herrn Barons sei, sich des Kindes anzunehmen, deshalb suchte ich vor einigen Wochen ihn auf. Ich erkannte ihn nicht wieder, Herr Graf, so sehr hat er sich verändert. Von dem Kinde wollte er anfangs nichts wissen, später sagte er mir, er habe jetzt kein Geld, aber wenn der Erbschaftsprozess entschieden sei, dann solle es ihm auf eine kleine Summe nicht ankommen. Seitdem haben wir nichts mehr von ihm, besucht hat er sein Kind nicht, das unterdessen kränzlich geworden ist. Es ist überhaupt ein zartes Kind, nun soll es kräftige Nahrung und Ungarwein haben, und Fräulein Lenders weiß nicht, woher sie die Mittel dazu nehmen kann. Wir sind heute drum noch einmal zum Herrn Baron gegangen, er hat uns nicht vorgelassen, nur durch den Diener uns sagen lassen, wir müßten uns gedulden, er wolle mit dieser Sache nicht mehr befaßt sein. Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich Ihnen das alles gesagt habe, Sie haben doch auch früher den Herrn Baron als einen edelmütigen und mildthätigen Mann gekannt.“

„Ja, das war er,“ fiel der Graf ihm in die Rede, „und deshalb begreife ich nicht, daß er sich des Kindes nicht annehmen will. Ich bin gestern abend erst angekommen und mache dem Herrn Baron jetzt meinen ersten Besuch, die frühere Freundschaft berechtigt mich wohl, ihm ins Gewissen zu reden, und das will ich nun thun. Wo wohnen Sie?“

„In der Schäferstraße Nummer vierzehn, Fräulein Lenders wohnt mit dem Kinde in demselben Hause.“

„Ich werde hinkommen,“ nickte der Graf, an seinen Hut greifend und mit einem höflichen Gruß setzte er seinen Weg fort.

„Franz muß sich sehr verändert haben,“ sagte er leise, „herzlos fand ich ihn nie, hätte ich nicht Berthold das Versprechen gegeben, so bliebe ich ihm fern, einen freundlichen Empfang darf ich ja nach diesen Schilderungen nicht erwarten.“

Er zog an der Glocke, das erste, was ihm auffiel,

Sache einige Worte mit ihm zu reden, überdies wird er doch auch selbst wünschen, mich wiederzusehen!“

Kaspar entfernte sich, es währte ziemlich lange, bis er zurückkehrte, aber er forderte, und wie es schien, zu seinem eigenen Erstaunen, den Grafen auf, ihm zu folgen.

Franz von Feldern empfing den ehemaligen Freund in seinem Wohnzimmer, in dem, da die Jalousien geschlossen waren, ein unsicheres Dämmerlicht herrschte; es war kein freudiger, herzlicher Empfang, der Baron stand in der Mitte des Zimmers und schaute den Eintretenden mit einem ernstern, prüfenden Blick an.

„Sapperment, Franz, das nenne ich einen frostigen Empfang!“ rief der Graf erstaunt, während er ihm die Hand bot. „Du hast wohl ganz vergessen, daß ich früher Dein treuester Freund war?“

„Vergessen nicht,“ antwortete der Baron, den Handdruck erwidern, „aber unter denen, die damals mich im Stiche ließen, befanden sich auch meine guten Freunde!“

„Weil sie selbst nichts hatten! Weshalb kommst Du sofort auf die alten Geschichten zurück? Wenn Dir mein Besuch unangenehm ist —“

„Nein, nein, im Gegenteil! Ich bitte Dich, laß Dich nieder, kann ich Dir irgend etwas anbieten?“

„Jetzt nicht, ich komme eben von der Tafel.“

„Du hast nur zu befehlen,“ sagte der Baron, indem er dem Freunde gegenüber Platz nahm. „Dir geht es gut?“

„Ich danke, mein Vater ist inzwischen gestorben, ich habe die Güter geerbt und geheiratet und bin nun zufrieden. Dir geht es ja ebenfalls gut, wie ich höre? Andere Kameraden können das nicht von sich sagen, — Du erinnerst Dich noch des kleinen Waldheim, der im Jau immer gewann? Damals beneideten wir ihn, aber eines Tags wandte sich das Blatt, das Glück verlieh ihn und von da ab ging's rapide bergab. Er ist jetzt Inspektor bei einer Versicherungsgesellschaft.“

„So hat er doch einen Hasen gefunden,“ antwortete der Baron, auf dem der Blick des Freundes forschend ruhte. „Aber lassen wir die alten Geschichten ruhen, ich habe längst mit der Vergangenheit abgerechnet und mag nun nicht mehr an sie erinnern werden.“

„Wie Du willst. Aber Du hast Dich sehr verändert, Franz!“

„Ändest Du das auch? Na, die Jahre gehen an keinem vorüber, ohne ihre Spuren zu hinterlassen, Du bist auch nicht der frische, schneidige Jüngling geblieben.“

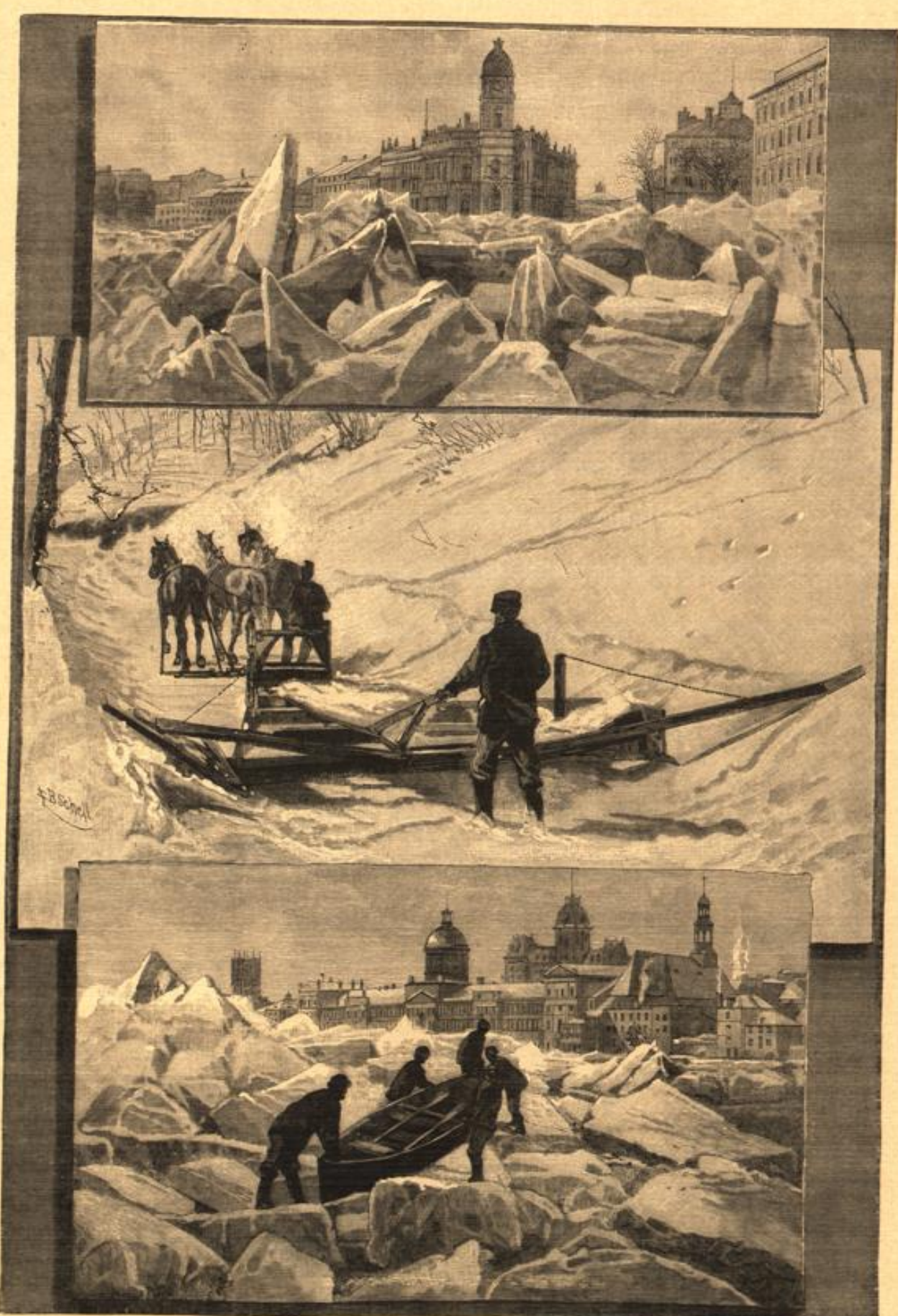
„Das wohl nicht, aber ich muß mich doch nicht so sehr verändert haben, denn vorher erkannte mich

Dein früherer Bursche auf den ersten Blick wieder.“

„Wollte er Dich auch anbeteln?“ spöttelte der Baron, und unter den finster zusammengezogenen Brauen warf er einen lauernden Blick auf den Freund, der an den Enden seines langen Schnurrbartes drehte. „Auf derartige Bettelereien hatte ich mich schon gefaßt gemacht, als ich von drüben abreiste, drum will ich auch nicht jeden empfangen, und von dem ganzen früheren Verkehr mit geringen Ausnahmen nichts wissen.“

Der Graf zuckte mit den Achseln, das Mißtrauen, das diese Erklärung in ihm weckte, sprach aus seinen Zügen.

„Dein früherer Bursche sprach von einer berechtigten



Winterseenen aus Montreal (Kanada). Zeichnung von E. V. Schell. (S. 319.)

war der mißtrauische Blick Kaspar's. Er kannte den alten Mann nicht, auf das Gut des Baron Theodor von Feldern hatte er nie seinen Freund begleitet.

Er gab dem Diener seine Karte und befahl, ihn anzumelden; Kaspar blickte bald auf die Karte, bald in das Antlitz des Grafen, es schien ihm schwer zu fallen, einen Entschluß zu fassen.

„Der Herr Baron nehmen selten einen Besuch an,“ sagte er zögernd, „ich glaube nicht —“

„Wenden Sie mich an,“ unterbrach der Graf ihn befehlend, „ich bin ein alter Freund, abweisen darf er mich nicht. Sagen Sie ihm nur, ich habe in einer ernstern

Forderung," sagte er, "ich muß ihm darin recht geben, daß Du moralisch verpflichtet bist, Dich des Kindes anzunehmen."

"Moralisch verpflichtet?" erwiderte Franz von Feldern, und ein schneidender Hohn klang aus seiner Stimme. "Man soll mir vorerst beweisen, daß ich der Vater des Kindes bin!"

"Wenn die Schwester der Mutter dies behauptet —" "Wer ist diese Schwester? Ich kann ihre Autorität nicht anerkennen, und Du wirst es auch nicht thun, wenn Du Dir Auskunft über sie verschaffst! Wie spracht ihr denn damals, als ich mit der Tochter des Juweliers verlobt war? Da konntet ihr nicht Steine genug finden, um sie auf die Familie des Mannes zu schleudern —"

"Nur auf ihn," unterbrach der Graf ihn, dessen Stirne sich immer finsterner umwölkte, "den beiden Mädchen ist niemals Schlimmes nachgesagt worden. Und daß Du nun eine Tote beschimpfen willst, um Dich einer Verpflichtung zu entziehen, das —"

"Wer behauptet denn, daß ich dies thun will?" fuhr der Baron mit wachsendem Aerger fort, während er auf dem Teppich geräuschlos auf und ab wanderte. "Ich bin hieher gekommen, um eine Erbschaft in Empfang zu nehmen, und stoße nun auf Hindernisse und Schwierigkeiten, die ich nicht erwarten konnte. Soll mich das nicht ärgerlich machen? Ich hätte längst die Rückreise angetreten, wenn diese Hindernisse nicht gewesen wären, die mein Onkel mir in den Weg wirft, ohne im mindesten dazu berechtigt zu sein. Und in diesen Aerger hinein kommt nun mein früherer Bursche mit seiner arroganten Forderung! Verschneiden ist er nicht aufgetreten, er glaubte trotziger fordern zu dürfen, wo er doch kaum das Recht zu einer Bitte hatte! Nichtsdestoweniger habe ich mich bereit erklärt, eine Summe Geldes für das Kind auszugeben, aber ich kann das erst dann, wenn die Erbschaftsangelegenheit geordnet ist. Nun soll man sich auch gebulden und mich nicht weiter belästigen."

"Das Kind ist krank, die Tante, die Mutterstelle an ihm vertritt, hat nicht die nötigen Mittel —"

"Und ich habe sie jetzt ebenfalls nicht, durch den längeren Aufenthalt hier bin ich gezwungen, meine Reisetasche mit allen unnötigen Ausgaben zu verschonen, eine Unterstützung, die ich schon in der ersten Stunde angeboten habe, ist trotzig zurückgewiesen worden, Almosen will man nicht annehmen!"

"Wegen jener Erbschaftsangelegenheit wollte ich auch mit Dir reden," sagte der Graf, der am liebsten das Gespräch ganz abgebrochen und sich entfernt hätte. "Wie gedenkst Du sie zu beenden?"

"Mein Onkel kann den Prozeß nicht gewinnen!"

"Den Ausgang eines Prozesses kann man nie mit Sicherheit voraussehen, der Oberst wird sich doch auch mit einem Juristen beraten haben, ehe er die Siegel hier anlegen ließ."

"Die Advokaten haben natürlich ihre Freude an dem Prozeß!"

"Diese Freude würde ich ihnen nicht gönnen," fuhr der Graf fort, dessen erster Blick unverwandt jeder Bewegung des Freundes folgte. "Man sagt, Du seiest durch Deine Heirat ein sehr reicher Mann geworden, da kann Dir doch so viel an dieser Erbschaft nicht liegen, Dein Onkel befindet sich in drückenden Verhältnissen, teile den Nachlaß mit ihm, dann bist Du von allem Aerger befreit."

Franz von Feldern lachte laut auf, es war ein trockenes, häßliches Lachen.

"Das wäre freilich der kürzeste Weg," spottete er, "aber ich habe auch im Laufe der Zeit den Wert des Geldes kennen gelernt, und mein Recht lasse ich mir weder nehmen noch verkürzen. Ich bin nicht verpflichtet, die Schulden meines Onkels zu tilgen, er hat sich damals um die meinige auch nicht gekümmert, im Gegenteil, er sagte mir recht höhnisch Lebewohl, als ich meinen Abschied nehmen mußte."

"Haß gegen ihn kann Dich doch auch nicht bestimmen, sonst würdest Du Dich nicht mit seiner Tochter verloben wollen!"

Der Baron war vor seinem Schreibtisch stehen geblieben, er blätterte mechanisch in den Zeitungen, die darauf lagen, auch ihm schien dieses Gespräch immer unerquicklicher zu werden.

"Wer hat Dir gesagt, daß ich das wolle?" fragte er.

"Hauptmann von Galen!"

"Ah — mit dem bist Du auch befreundet?"

"Nicht das allein, ich bin stolz auf die Freundschaft dieses Mannes," erwiderte der Graf in einem so bestimmten und fast feindseligen Tone, daß Franz von Feldern betroffen aufblickte. "Du kennst die Verhältnisse so gut wie ich, Franz, nur eins weißt Du vielleicht nicht, daß es zwischen Deiner Cousine und Herrn von Galen schon zu einer Erklärung gekommen ist. Als Mann von Ehre darfst Du Dich nicht mehr zwischen die beiden drängen, auch dann nicht, wenn es der Wunsch Deines Onkels ist."

"In dem, was ich darf oder nicht darf, lasse ich mir keine Vorschriften machen!" fuhr der Baron rauh auf, "ich bin darin mein eigener Richter. Was zwischen meiner Cousine und dem Hauptmann vorgefallen ist, kümmert mich weiter nicht; wenn Hertha einwilligt, meine Gemahlin zu werden, so ist der Hauptmann der Unberechtigte, der sich zwischen uns drängen will!"

"Und Dir ist es gleichgültig, ob Deine Cousine Dir freiwillig oder auf Befehl ihres Vaters das Jawort gibt?"

"Bah, Du würdest diese Frage nicht an mich richten, wenn Herr von Galen nicht Dein Freund wäre!"

"Ich richte sie an Dich, weil ich Dich vor diesem schmachvollen Handel bewahren möchte!" sagte der Graf entrüstet.

"Ein schmachvoller Handel wäre es, das kann kein Mann von Ehre bestreiten! Ein Vater zwingt seine Tochter, einem geliebten Manne zu entsagen und einen andern zu heiraten, mit dessen Gelde er seine Schulden tilgen kann!"

"Und was habe ich damit zu schaffen, wenn ich das Jawort bestreite?"

"Du kennst diesen Handel und billigst ihn, ja, Du zwingst sogar den alten Oberst, ihn Dir anzubieten! Wie kannst Du das mit Deinem früher so zarten Ehrgefühl vereinen? Ich habe Dich damals immer hochherzig gefunden und vor Deinem noblen Charakter stets alle Achtung gehabt, nun zeige Dich auch heute so! Verzierte auf diese Heirat, die Dich unmöglich glücklich machen kann, tritt die Hälfte der Erbschaft ab und sei versichert, daß man alsdann Deinen Edelmut preisen und Dir von Herzen dafür danken wird."

"Bortrefflich gesprochen!" spottete Franz von Feldern, der seine unterbrochene Wanderung wieder aufgenommen hatte. "Nur eins hast Du vergessen: meine Liebe zu Hertha! Ob sie an der Seite des Hauptmanns glücklich würde, kann ich nicht beurteilen, daß sie es an meiner Seite werden muß, davon bin ich überzeugt. Schon manches Mädchen hat den ersten Jugendträumen entsagen und einem andern Manne zum Altar folgen müssen, es ist darum nicht unglücklich geworden, und Hertha wird es auch nicht werden, dafür will ich schon sorgen. Ich zwingen weder den Oberst noch seine Tochter, aber ich bin auch nicht verpflichtet, einen namhaften Teil meines Vermögens zu opfern, um Verwandte, die mir selbst in schwerer Zeit kein Wohlwollen bewiesen haben, aus drückenden Verhältnissen zu befreien. Durch die Heirat mit meiner Cousine würde ich diese Verpflichtung übernehmen und erfüllen! Wie aber würden die Dinge sich gestalten, wenn Herr von Galen meine Cousine heiratete? Besitzt er die Mittel, um die Schulden ihres Vaters zu tilgen und ihren nicht minder verschuldeten Bruder über Wasser zu halten? Er hat kaum so viel, daß er seine eigenen Bedürfnisse befriedigen kann, ohne Schulden zu machen, und es ist, gelinde gesagt, leichtsinnig, daß er mit diesem Einkommen den eigenen Herd gründen will. Wäre es unter solchen Umständen nicht Pflicht des Hauptmanns, zurückzutreten? Wenn er Hertha liebt, so muß er ihr dieses Opfer bringen können; nicht auf meiner, sondern auf seiner Seite liegt die Pflicht der Entfagung! Weshalb machst Du nicht ihn darauf aufmerksam? Weshalb wird von mir das Opfer gefordert, das doch die Verhältnisse nur verschlimmern statt bessern würde? Ich muß Deine Zumutung zurückweisen, Herr von Galen mag sich die Sache gründlich überlegen, ehe er mir in den Weg tritt, ich bin entschlossen, meine Rechte mit aller Energie zu wahren."

Graf Etern hatte sich erhoben und seinen Hut genommen, kalt und fest ruhte sein zürnender Blick auf dem Freunde.

"Ich kenne Dich nicht mehr," sagte er mit scharfer Betonung, "Dein Herz ist verhärtet, von dem früheren Edelmut finde ich nichts mehr in ihm. Unter allen Enttäuschungen, die ich in meinem Leben erfahren habe, ist diese die bitterste, denn es gab eine Zeit, in der ich Dich meinen liebsten Freund nannte, Dich wie einen Bruder betrachtete. Nun, ich werde auch das überwinden, ich bin wieder um eine Erfahrung reicher geworden, Du aber hast einen Freund verloren, der es treu und ehrlich mit Dir meinte. Lebe wohl!"

Franz von Feldern blickte finster auf die Thür, hinter der sein einstiger Freund verschwunden war.

"Bah, daran liegt mir nichts," sagte er höhnisch, "er wird fortan mich nicht mehr behelligen. Sie sollen alle mich in Ruhe lassen! Oder wäre es besser gewesen, wenn ich scheinbar nachgegeben und seine Freundschaft zu meinen Zwecken ausgenützt hätte?"

Er verschränkte die Arme auf der Brust und wanderte wieder ruhelos auf und ab.

"Nein," nahm er endlich sein Selbstgespräch wieder auf, während er in das Arbeitszimmer seines Onkels hinüberging, "fort mit ihnen allen! Wenn ich sie freundlich aufnehme und gastlich bewirtete, so würden sie täglich kommen und hier spionieren; da ist es ratsamer, ich spiele den Menschenfeind, mögen sie darüber urteilen, wie sie wollen!"

Er öffnete die Thüre zur Bibliothek und nahm die Bücher fort, die hinter dem Schreibsekretär an der Tapetenwand standen.

"Begonnen ist die Arbeit," murmelte er, "wenigstens vorbereitet, nun muß ich warten, bis ich die Antwort Herthas habe. Ihr Jawort würde die Arbeit unnötig machen, und ich glaube zuversichtlich, daß sie es geben wird, sind dann die Siegel abgenommen, so trete ich die Reise nach Brasilien an. Erhalte ich einen Korb, na, dann mag der Prozeß beginnen, er wird nicht so enden, wie der Oberst es wünscht."

Er holte sein Portefeuille aus der Tasche und öffnete es, ein dünnes Heftchen nahm er heraus, in dem er lange blätterte.

"Notizen über meine Freunde," lautete die Aufschrift auf dem Heftchen, und er schien jetzt gefunden zu haben, was er suchte, denn er las die Zeilen mit großer Aufmerksamkeit.

"Es stimmt alles," sagte er endlich gedankenvoll, wäh-

rend er das Portefeuille wieder in seine Tasche schob, "was aber nützt mir jetzt diese Freundschaft, die so offen Partei gegen mich ergreift? Ich will von ihnen allen nichts wissen, sie sollen bleiben, wo sie sind, und meinen Weg nicht durchkreuzen. Wie heiß es in diesen Räumen ist!" fuhr er mit einem tiefen Atemzuge fort, indes er mit scheuen Blicken sich umschaute. "Könnte ich sie nur heute schon für immer verlassen! Meine Geduld wird auf eine schwere Probe gestellt, und dennoch muß ich ausharren!"

Er ordnete die Bücher wieder und ging hinaus, bald darauf verließ er das Haus, um vor der Nacht einen weiten Spaziergang zu machen. Seine Verwandten wollte er heute nicht besuchen, er glaubte, Hertha werde ihre Entscheidung rascher treffen, wenn er sich seltener sehen ließ, die Wünsche und Forderungen des Vaters übten ja auch einen größeren Druck auf sie, wenn sie ihren Gedanken allein überlassen blieb.

Der Abend war schon angebrochen, als er von seinem Spaziergang in die Stadt zurückkehrte; er ging in eine Schenke, um bei einem Glase Wein auszurufen.

Aber die ersehnte Ruhe fand er auch hier nicht, er war in eine Gesellschaft von Offizieren hineingeraten, die ihm nicht behagte, zumal er an demselben Tische Platz nehmen mußte, an dem sie saßen.

Neu hinzukommende Offiziere stellten sich ihm vor, er mußte nun auch seinen Namen nennen, man fragte ihn sofort, ob er mit dem Lieutenant von Feldern verwandt sei, und knüpfte daran weitere Fragen, die ihm unangenehm waren.

Und als er nun auch noch vernahm, daß einer der Herren nach dem Hauptmann von Galen fragte, und ein anderer darauf antwortete, der Hauptmann komme jeden Abend hieher, da beeilte er sich, seinen Wein auszutrinken und die Schenke wieder zu verlassen.

Und dies war kaum geschehen, als Graf Etern ihm begegnete, der mit höflichem, aber frostigem Gruß an ihm vorbeischnitt; er sah ihm nach, seine Vermutung täuschte ihn nicht, der Graf ging in dieselbe Weinschenke hinein, ohne Zweifel wollte er dort mit dem Hauptmann von Galen zusammentreffen.

Der Baron beschleunigte nach dieser Entdeckung seine Schritte, mußte er doch nun auch jeden Augenblick befürchten, seinem Nebenbuhler zu begegnen, und in seiner augenblicklichen Stimmung wäre ihm nichts weniger als diese Begegnung erwünscht gewesen.

Sie blieb ihm erspart, aber von dem raschen Gehen erschöpft kam er fast atemlos vor seinem Hause an.

(Fortsetzung folgt.)

Von fernen Landen heimgekehrt.

(Voll S. 317.)

Emil Winkler war ein Gelehrter. Aber ein Gelehrter ohne Annäherung, ohne Selbstbewußtsein, ohne daß er irgend eine Rolle spielen wollte. Er war ein Topograph und Geograph und verband damit alle einschlägigen Wissenschaften. Als Mensch und Glied der Menschheit war er aber anspruchslos, naiv und schüchtern wie ein Kind. Er war ein vierziger, sah aber durch die Silberfäden in seinen Haaren älter aus. Man hatte nie von einem Liebesverhältnisse von ihm gehört, aber er hatte ein Herz so voller Liebe für alle, so warm und dabei doch schon, wie das einer Taube. Er liebte die Armen, die Kinder, die Tiere. Man nannte ihn einen Sonderling, weil er bei seiner seltenen Geistesarbeit und seiner vollen Hingabe an die Natur es verstand hatte, sich die gesellschaftliche Umgebung zu verschaffen und sich einige Zeit zu wahren für nichtige Liebesständelein. Und doch gab es Stunden, Mondnächte, Frühlingsmomente, wo er sich so sehr darnach sehnte, geliebt zu werden, wo er schmachtete nach einem Wesen, das ihm sagte: "Dir bin ich gut, Dich will ich," und das ihn häßliche und streichelte wie man ein Kind häßelt.

Da hatte er ein Verwandtenhaus, in welchem er sich so wohl und zu Hause fühlte. Eine lebenswürdige Cousine Elly von Steiner, eine Witwe mit zwei hübschen Töchtern, Flora und Migi. Flora war ein heiteres, lustiges Geschöpf mit glänzenden Talenten, Geist, immer froher Laune; Migi, die jüngere, war ein seltsames Geschöpfchen; klein und zart wie eine Elfe, still, sinnig, schüchtern, aber dabei so gerne lachend, doch ohne Lärm. Und so lieblich war ihr Lachen, als wenn die Sonne aufsteht über einer tauigen Sommerwiese.

Dann war noch ein weitschichtiger Vetter da, ein reicher, junger Mensch, ein gescheiter und guter Mensch, aber ein haltloser, der viel begann und wenig beendete, den sein Geist und sein Herz umhertrieb auf allen Gebieten des Wissens und Fühlens; Wilhelm Volkner hieß er. Und den nahm "Onkel" Emil einst in sein Herz, so treu und hingebend wie ein eigenes Kind. All seine Freude und all die suchende unerwiderte Liebe in sich häuft er auf den Jungen. Er sagte zu ihm: "Mein lieber Willi, ich bin Dir gut — so gut! Ich wollte, Du wärest mein Kind. Ich habe Dich nicht darum lieb, weil Du so hübsch, so geistvoll, so blendend, so amüßant bist, sondern weil Du mir trotz Deines Reichtums so leid thust! Du hast ein Gemüt, so glänzend und tief, um jeder Seele Achtung und Reizung abzugewinnen, und alle, die Dich kennen, häßeln Dich. Dabei aber ist mir, als seist Du ärmer wie der ärmste Betteljunge auf der Landstraße; denn Deine Schmetterlingsfüße hat keinen Halt, Dein Wesen keine Anhänglichkeit, keinen Geist, keine Ruhe. Du hast alles in Dir, zu beglücken, und Du beglückst niemanden; Du hast das Wesen, Liebe zu empfinden, und Du empfindest nur Launen; Du gehörst jedem und niemandem; Du hast Studienfreunde, mit denen Du lachst und Wiße machst; Du hast ein Auge für Schönheit, aber dieses Auge findet täglich neue Schönheiten. Du vergeudest Dein Leben in Minuten, statt es zu genießen in einem festen Ziele, in einem festen Gefühle. Du bist mir alles, und ich bin Dir nur

ein zufälliger Begleiter. Sieh, und dennoch ist mein ganzes Sehnen und Sinnen nur darauf gerichtet, Dich glücklich zu wissen. Du würdest es, wenn Du der Gatte Floras würdest. Ihre helle Fröhlichkeit würde Dir das Leben erheitern und verschönern; an ihrer Seite würdest Du das Haus, das Daheim sein, die Stätigkeit lieben lernen, denn sie ist ein bezauberndes Wesen. Und sie würde in Dir glücklich sein; wie oft sorge ich mich um sie, wie oft fürchte ich für ihre Zukunft! Der Himmel weiß, in welche rauhe Männerhand sie fällt. Und ich möchte sie glücklich leben in den Armen eines braven, geistreichen Mannes wie Du bist — eines hübschen Mannes, wie Du bist — eines guten Menschen, wie Du bist! — Denke darüber nach, beobachte sie, und gib Deine Zukunft in ihre Hände, und nimm sie an Dein Herz. Ich liebe euch beide so sehr, laß mir die Freude, Dich froh und selig zu sehen an ihrer Seite, Du mein lieber, einziger Junge! ... Ich gehe jetzt fort in weite Lande. Ich fühle, daß ich müde und traurig und unruhig bin hier. Ich nehme die Sendung einer gelehrten Gesellschaft an in den dunklen Erdteil, den nur halberforschten — Afrika. Und wenn ich wiederkomme, möchte ich Dich und Flora glücklich sehen — Dich am Herzen des hellherzigsten Mädchens, sie an der Brust meines Lieblichen — an Deiner Brust."

Emil Winkler reiste nach dem dunklen Lande, dem nur halberforschten, und erfüllte dort seine Mission als Gelehrter und Entdecker. Er sah dem Tode ins Auge, er kämpfte um sein Leben und verlor sich dabei ganz in sein Wissen und Wollen. Es vergingen einige Jahre, ehe er zurückkehrte in das Land seiner Lieben, von denen er in dieser Zeit fast nichts gehört hatte und denen er von sich selber keine Nachricht geben konnte. Erst in Europa wieder angekommen, meldete er seiner Cousine Steiner seine Rückkehr und seine Ankunft auf ihrem Schloßchen Steinfels an dem und dem Tage.

Es war ein festlicher Tag für Schloß Steinfels, die Rückkehr des ruhmbedeckten, gefeierten Forschers, der sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte für die Wissenschaft, den Monarchen bei seiner Ankunft mit Orden, gelehrte Gesellschaften mit ihren Diplomen und Titeln geehrt hatten, denn die ganze Familie liebte den wunderbar fähigen, fast launischen, zerstreuten, kindischen Onkel Emil. Und wie er die Treppe hinauf kam, da empfing ihn die ganze Familie. Zuerst die hübsche, sanfte, stille, kleine Nizi. Die hatte zwei wehende Kasartpalmenzweige in Händen und bildete damit über dem in den hellereuchtelten Salon Eintretenden eine Art Triumphpforte. Und so groß und schön war sie gemorden, die sinnigen, strahlenden Augen so voll echter Liebesfreude, das zierliche Feingefühl, das bezaubernde Lächeln, die Gräbchen, das goldbraune seidenlockige Haar, alles war da. Im Salon sah seine Cousine und rief ihm Herzensworte zu. Die lustige, frische Flora trat ihm entgegen, groß, schlank, glänzend wie immer und reichte ihm die Hand. Und seine Hand zitterte, als er ihr dieselbe reichte, und sein Blick ruhte fragend auf ihr, und er konnte nicht sprechen vor Erregung; und sein Auge suchte dann den Mann, den er an ihrer Seite erwartete, seinen Lieblichen Wilhelm Volkner, und da war er! Auch er trat dem Onkel entgegen, schöner, männlicher, sieghafter als je und reichte ihm die Hand, und in seiner Miene lag es ebenfalls wie Freude, den „Alten“ wiederzusehen, dem er früher nie die treuzorgliche Liebe erwidert hatte.

„Nun, Willi, mein teures Kind, Lieblich meines Herzens,“ sagte der Gelehrte, ihn an seine Brust drückend, „bist Du glücklich?“

„O, so glücklich!“ sagte Willi und sein Auge schaute so ganz anders wie sonst, so ruhig, froh und stetig.

„Du hast also meinen Rat befolgt?“ fragte Onkel Emil mit einer Stimme, welcher er Festigkeit zu verleihen suchte.

„Ja. Ich bin verheiratet mit dem besten, liebevollsten Frauen der Welt!“ sagte Wilhelm Volkner. „Hier — meine Nizi!“

Und er nahm die liebliche kleine Nizi in seine Arme, die stillselig zu ihm aufschaute und dem alten Onkel dabei die Hand reichte.

Der heimkehrende Gelehrte wurde blutrot in seinem gealterten, sonnengebräunten Gesichte, das von ergrauenden Haaren umrahmt war wie vom Reif des entlagenden, sorgereichen, kampfermüdeten Winters.

„Wie,“ sagte Onkel Emil atemlos und wie vom Schwindel erfasst, „nicht...“

Dabei schaute er auf Flora.

Die Antwort darauf gab ihm sein Lieblich einige Minuten später, als sie abgesehen von den übrigen im festlich geschmückten Speisezimmer standen: „Nein, nicht Flora, Onkel Emil. Mein lautes, roth- und zielloses, ungetreues, hastend tolles Herz hat stets das friedvolle, sinnige, treuinnige Gemüth des stillen Seidenlächelns Nizi gesucht und gefunden. Sie hat mir den Halt gegeben, den ich vermisse, und sie allein hat das vermocht. Und dann — bei Flora wäre ich auch zu spät gekommen — denn die lauschende, fröhliche Flora hat stets nur an den alten, wunderlichen, selbstlosen Onkel gedacht...“

Onkel Emil starrte ihn verwirrt an. „Wie ist das möglich!“ flüsterte er außer sich.

„Nun ja. Sie ist das, was ich war. Ihr übermüthiges, lustiges Wesen, welches einen Halt braucht, hat von jeher nach dem ersten, kraftvollen Gemüth des gelehrten Onkels gestrebt, der so entsagend ist und nie an sich dachte. Erinnerst Du Dich noch, mein nachsichtiger, geduldiger Vater, was Du mir einst sagtest? „Ich habe Dich lieb, ich sorge mich um Dich und Dein Glück und Deine Zukunft. Du machst Dir nichts aus mir, aber mein einziges Sinnen ist Dein Glück, ich würde meinen letzten Blutstropfen für Dich geben!“ Ich rate — und befehle Dir fast, heirate Flora!“ — Nun, diese Worte sage ich jetzt zu Dir, Onkel Emil!“

Aber Onkel Emil wollte das nicht glauben. Er glaubte an die Lobpreisungen der Welt, an die Achtung der Monarchen, nur daran nicht, daß ihn ein Herz lieb haben könne, so lieb haben, um sich ihm ganz und gar zu geben. Er glaubte es erst, als Flora ihm auf die Aufmunterung Wilhelm Volkners die Hand reichte und ihn anschaute, nicht lachend und übermüthig, sondern erötend und wie beschämt.

Und man ließ ihn nicht mehr nach Afrika hinunter, um seinen Preis. Er sehnte sich auch gar nicht mehr darnach, der Glückliche! —

G. Sallger.



Aus allen Gebieten.

Konservirung von Holz.

Als ein gutes Mittel zur Konservirung von Holzwerk aller Art, wie Kellergebälk, Hopfenstangen, Baumstämme und dergleichen, hat sich nach der „Sächs. landw. Ztg.“ Phenolnatriumlösung bewährt. Die Lösung wird mit dem Pinsel aufgestrichen, am besten mit etwas Jinkogyd vermischt. Es bildet sich in den Poren des Holzes eine chemische Verbindung, welche allmählich erhärtet und dem Holze eine große Widerstandsfähigkeit verleiht. Der Anstrich wird am vorteilhaftesten so oft wiederholt, wie das Holz noch von der Lösung aufsaugt. Je trockener das Holz ist, desto mehr nimmt es von der Lösung auf; am besten wird das Tränken an warmen, sonnigen Tagen im Freien vorgenommen. Eine derartige Zurichtung schützt — den gemachten Erfahrungen nach — die Holzter vor Schwamm, Fäulnis und Wurmstich und erhöht ihre Haltbarkeit auf das Dreifache. So konservirte Pfähle, die sonst alle 4—5 Jahre erneuert werden mußten, halten sich 10—12 Jahre lang weit besser als bei der Verwendung von Teer.

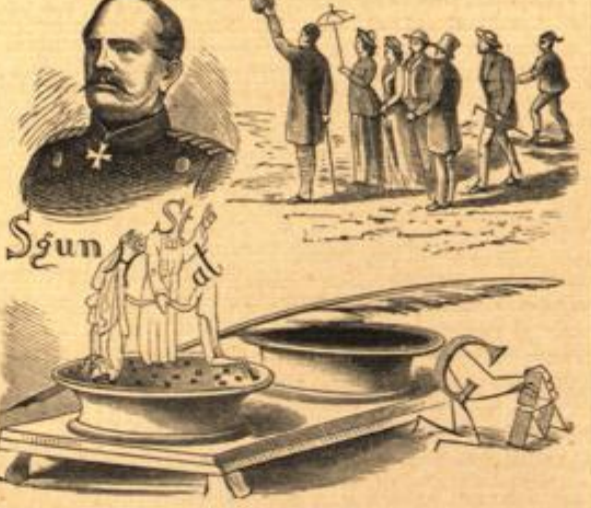
Alechemittel.

1) Um arabischem Gummi die Eigenschaft zu nehmen, ungeleimtes Papier zu durchdringen und von Metallflächen abzuspringen, empfiehlt es sich, denselben mit schwefelsaurer Thonerde in der Weise zu verfeinern, daß man auf 125 Gramm einer aus 2 Theilen Gummi in 4—5 Theilen Wasser hergestellten Lösung 1 Gramm kristallisirte schwefelsaure Thonerde nimmt, welche in ihrer fünf- bis sechsfachen Menge Wasser gelöst ist. 2) Als Alechemittel nach Zettl auf Glasflächen empfiehlt sich das folgende Verfahren nach F. Damm's Vorschrift, welches von dem Verfasser auf seine Brauchbarkeit geprüft wurde. Man löst 100 Gramm guten französischen Leim in 180 Gramm Wasser, gießt hierzu eine Auflösung von 1 Gramm Schellack in 6 Gramm Weingeist und rühre, so lange die Lösung noch warm ist, gut um. Weiterhin löse man unter Umrühren 35 Gramm Dextrin in 50 Gramm Weingeist und 25 Gramm Wasser in einem Glase, indem man letzteres in warmes Wasser stellt; sobald das Gemisch eine klare braune Farbe zeigt, ist die Lösung vollendet, man menge sie alsdann mit der Leim-Schellacklösung, worauf man das Ganze in eine Schale oder Form gießt und dort erstarren läßt. Zum Gebrauche wird von der erstarrten Masse ein Stück abgeschnitten, durch Erwärmen flüssig gemacht und damit die Rückseite des Zettels bestrichen.

Um Aordwaren etc. mit Blattgold zu vergolden.

Aberzieht man unter anderem die Gegenstände zuerst mit einer Lösung von Schellack in Spiritus und zwar zwei bis dreimal. Alsdann trägt man hogenannten Goldgrund, auch Anleggold genannt, auf. Dieser hat den Zweck, eine klebrige Oberfläche herzustellen, um dadurch das aufzuklebende Blattgold besser haften zu lassen. Hergestellt wird ein solcher zum Beispiel durch Kochen von Anime und feinst gepulvertem Asphalt, von jedem 1 Theil, desgleichen Bleiglätte und Umbra je 1 1/2 Theile in 15 Theilen Weinsäure. Nach der Kochung, bei welcher stetig umgerührt werden muß, wird dieser Firnis filtrirt und, um ihm Körper zu geben, mit Jinnobber verfeinert. Nach Verdünnung mit Terpentinöl muß er sich mit einem Pinsel bequem auftragen lassen. Ist der mit diesem Anleggold überzogene Gegenstand genügend trocken, so wird derselbe behutsam mit äußerst feinen Metallblättchen belegt und diese werden ebenso angegedrückt. Hierauf, aber erst nach einiger Zeit, wird das Metall entweder mit einem Polirhahle geglättet, oder aber mit einem transparenten Lacke überzogen.

Bilderrässel.



Auflösung des Bilderrässels Seite 299:

Schritt vor Schritt kommt auch zum Ziel.

Charade.

Die erste ruft dein Herz die zu, Scheint endlich dir der Freund gefunden, Mit welchem Arbeit sowie Ruh' Du teilen möchtest alle Stunden.

Die zweite aber fällt dir ein, Sei's in der Stadt, sei's auf dem Lande, Wirst du ins Wasser einen Stein Herab von hohem Uferlande.

Das Ganze ist die halbe Fessel, Von der so leicht sich niemand trennt, Ob sie auch wohl, gleich frischer Kessel, Deih ihren Träger öfters brennt.

Auflösung der Charade Seite 299: Hauptst.

Keine Korrespondenz.



Abonnent K. F. in Wien. Unter den Hunderten? Wie sollte das für uns möglich sein? Wir könnten für keines Garantie übernehmen. Hr. G. Bl. in Koburg. Hinsichtlich der Gaswerke Erdberg in Wien wenden Sie sich an das Patentbureau von R. Lüders in Oörlitz. R. R. in K. Der Rater bildet das schuldig; so viel und noch erinnerlich. Hr. T. B. in G. Zum Imprägniren dertartige englischer Lederstoffe empfiehlt es sich, Wasserprooffinid von der Firma Haas & Hofer (Koch- und Firnisfabrik) in Stuttgart und Göttingen zu verwenden. Hr. C. Starke in Olsnitz. Durch jede Buchhandlung können Sie Schriften darüber beziehen. Abonnent in Heidenheim. Für Frage 1) müssen wir Sie an die Redaktion der „Chemiker-Zeitung“ in Röttinger verweisen. 2) Fein & Comp.; auch die G. T. R. in Cannstatt. Hr. H. Hölzge. Wir können nicht mehr in Erfahrung bringen, als in dem Artikel steht. Hr. R. D. in D. Wir wissen hier keinen andern Rat, als sich an die Redaktion von Frank Ledies „Illustrierte Zeitung“ in New-York zu wenden. Hr. R. in Sommerfeld. Sobald der Herr uns die Adresse angibt. Mit Vergnügen! Hr. E. Friede Sch. in E. Jede Kunsthandlung besorgt Ihnen dieses Bild. Als Pendant zu dem weiter angeführten, in Ihrem Besitz befindlichen, könnte das Oelstuckendruckbild „Der Lieblich“ sehr wohl angebracht werden. Der Preis dieses prächtigen Kunstblattes beträgt für Sie als Abonnentin unseres Journals nur 1 Mark. Hr. J. Gladwig in Bernburg. Wir empfehlen Ihnen die „Jah“; Herausgeber Dr. R. Ruf, Berlin. Abonnent in Braunschweig. 1) Darg. 2) Auflösung in gutem Spiritus. Gemauere Anweisungen durch Fachschriften („Das Poliren“ etc.), die bei B. F. folgt in Weimar erscheinen. 3) Uns nicht recht verständlich. Abonnent L. 22 in W. Wenden Sie sich an einen Architekten oder an das Patentbureau von R. Lüders in Oörlitz. Der betreffende Ofen muß genau von einem Sachverständigen untersucht werden. Aus der Ferne wird da nicht zu helfen sein. Hr. D. T. S. in Gadowburg. Wir haben nicht mehr als diese Adresse in Erfahrung bringen können. Von Paris ist noch keine Antwort eingetroffen. Hr. F. Sch. in P. Sie haben recht. Der Verfasser von „Dreizehnlinden“, J. W. Weber, ist in Thienhausen bei Steinhelm in Westfalen und nicht in Schlesien geboren. Hr. J. Brauke in Berlin. Die Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg. Frau Elise v. G. in Bromberg. Einem Juwelier, der tüchtig seinkennt, ist die Sache am besten anzuvertrauen sein. Hr. D. Runt in Paris. Die Adresse ist einfach Stuttgart. Wichtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Fr. Martha Kiehoff, Elisabeth; Elise Bajse, Hannover; Eugenie, Barmen; Koline Bihlidal, Prag; Eva Marilich, Rannheim; Anna Sauter, Ulm; Ottilie Barne, Stodholm; Bertha Pnirmer, Stettin; Amalie Geiß, Wien; Frau Lina Teske, Hamburg; Gerline Marber, Trier; F. Scharnweber, Schönbarg; J. Graulich, München; G. Birnkiel, St. Gallen; A. Oberlein, Ulm; W. Grobb, Berlin; J. Huber, Zürich; B. Wenzel, Breslau; G. Lambertin, Posen; J. Saramo, Petersburg; G. Stodlin, Ropenhagen; W. Hirtb, Bremen; A. Duthier, New-York; J. Maulit, München; G. Kulise, Berlin; J. Bradon, Chicago; B. Simmier, London; C. Stof, Karlsruhe.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

R. D. in Darmstadt. Gegen Stodschuppen ist neuerdings das Jathhol empfohlen worden. Da Sie nun angeblich schon alle gebräuchlichen Mittel dagegen erfolglos angewendet haben, so raten wir Ihnen, damit einen Versuch zu machen. Die Ratenhöhle wird mit einer vierzig bis fünfzigprozentigen Jathholllösung eingespült oder, namentlich nachts, ein mit Jathhol getränkter Wattepfropf in die Nase eingeführt. A. G. in S. Die Wäber, die für die Behandlung eines chronischen Blasenkatarrhs hauptsächlich in Betracht kommen, sind: Geilman, Keunenahr, Emß, Wildungen, Billn, Karlsbad, Bich. Sache des Arztes ist es, das für den einzelnen Fall passende Bad auszuwählen. J. T. in Trier. 1) Wenn der Herzfehler unbedeutend ist, ja. 2) Erlich ist dieses Uebel nicht. D. L. 624 in Hannover. 1) 2) 3) Zähne selbst dauerhaft zu plombiren, hat keine Schmierigkeiten; Sie wenden sich daher am besten an einen Zahnarzt. 4) Vielleicht entspricht das Buch: „Die Zähne, ihre Behandlung in gesundem und krankem Zustande“, von Dr. Robinson (Jena, Maukes Verlag) Ihren Zwecken. Dr. Sch.

Anfragen.*

23) Auf welche Weise ist es möglich, durch Kalk entstandene Flecken (schwarz) auf Eisenholz zu beseitigen, ohne die Stellen abzuhobeln oder abzutragen? G. F. in Unna.

* Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Bereich werden mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlicht, wie wir auch sehr zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

